

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Chlodwige Egebusch	43
Zettliche und zeitlose Geister. Von Grafen Hermann Keyserling	59
Ein Abschiedsbrief. Von Friedrich Werner von Sölkern	62
Die Schlacht bei Runstedt. Von Franz Lipp	66
Zwei Künstlertypen. Von Oskar Nie	75
Englands Industrie	79

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubauart, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französisch. Küche, Fahrstuhl. Überall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.





Berlin, den 13. Oktober 1906.

Chlodwigs Tagebuch.

Am dreizehnten Oktobertag des Jahres 1806 lief durch die Straßen Berlins das Gerücht, Bernadotte sei mit achtzehnhundert Mann eingeschlossen, Murat mit sieben Regimentern zur Kapitulation gezwungen worden. Wo? Niemand gab eine klare Antwort. An manchem Kneiptisch, dessen Stimmung die Kunde vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen für ein paar Stunden verdüstert hatte, fand das Gerücht dennoch Glauben. Trühens Heer, Kinder! Das wird dem frechen Korsen schon die Blütentöne beibringen. Die so sprachen, schienen Recht zu behalten. Auf einem an die Hausthür des Gouverneurs Grafen Schulenburg geklebten Zettel war am vierzehnten Oktober morgens zu lesen, Fürst Hohenlohe habe die Armee Soult's völlig vernichtet. Erst am Siebenzehnten, als Major Dorville aus dem französischen Hauptquartier mit Briefen an Schulenburg eingetroffen war, sickerte die traurige Wahrheit allmählich durch. Graf François Gabriel de Bray, Bayerns Vertreter am preussischen Hof, schreibt an diesem Tag in sein Notizbuch: „Die Berliner Bürger sprechen davon, sich vertheidigen zu wollen. Einige Kanonen sind auf die nach Magdeburg und Leipzig führenden Straßen gefahren worden, um die Stadt gegen eine Ueberraschung durch Streifcorps zu sichern. Die Schuld der an diesem Unglücktag begangenen Fehler wird auf den Herzog von Braunschweig geworfen.“ Am Achtzehnten: „Nach Berlin ist noch kein ausführlicher und schriftlicher Bericht gelangt. Das einzige Bulletin, das der Gouverneur veröffentlicht hat, lautet folgendermaßen: ‚Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Der König und die Prinzen sind am Leben.‘ Bulletins solcher Art sind eher zur Beunruhigung als zur Beruhigung geeignet. Ist Das die Art, wie man ein Publikum behandelt, das sich für

philosophisch und patriotisch hält? Man weiß nicht, man erfährt nicht. Auf die Kunst, die Oeffentliche Meinung zu leiten, hat man sich hier in der That verstanden. Dem Volk wie der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Nachtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Kein Lieutenant, der sich nicht gerühmt hätte, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und der den Namen Rossbach nicht mit lächerlicher Affektation wiederholt hätte. Die patriotischen öffentlichen Blätter sind schlecht redigirt und von schlechtem Ton; sie entbehren der Logik und bilden schmutzige Kanäle für die Plattheiten, von denen die Bürger sich in der Kneipe nähren. Die offizielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt. Man weiß nicht, wo sich das Centrum der Autorität befindet und wer die politische und die militärische Leitung hat. Jeder wird es so gut wie möglich zu machen versuchen; ein Zusammenhang besteht aber nicht.“ Und am Zwanzigsten: „Im Staat wie in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder vom König noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit. Der Staatsrath hat heute seine letzte Sitzung gehalten und ist auseinandergegangen, da er nicht wußte, worüber er verhandeln sollte.“ Hier und da hoffte noch Einer. Der vierzehnte Oktober war in Preußens Geschichte schon einmal ein Unheilstag gewesen: 1758, als Daun bei Hochkirch Prinzens Heer überrumpelte. Bald danach war's doch anders gekommen. Dießmal mußt'n die Preußen länger warten. Sieben Jahre hatte das Ringen um Schlessien gewährt. Sieben Jahre nach dem Tag, der bei Jena und Auerstedt den Verfall preußischer Macht erkennen lehrte, am Morgen von Liebertswolkwitz erst, als ein Reitergefecht das Leipziger Treffen einleitete, entwölkte sich über dem Staate der Hohenzollern endlich wieder der Himmel.

Seitdem sind den Historiographen, die den Regirenden zuverlässig schienen, die Staatsarchive geöffnet, sind viele dicke Memoirenbände und unzählige Studien über die Regierung, das Heer, den Volksgeist des Preußentreiches von 1806 veröffentlicht worden. Ist die Ursache der Niederlage nun unzweideutig aufgeklärt, des Uebels Wurzel jedem prüfenden Blick leicht erreichbar? Nein. Wir wissen nicht viel mehr, als De Bray wenige Stunden nach der dies irae wußte. Wißen nur, daß im Adlerland so ziemlich Alles angefault war. Der König schwach, schwankend, selbstherrlich, undankbar; ohne die wichtigste Monarchenkunst: treu zu sein und bescheiden zu bleiben. Die Königin klug, ehrgeizig, ihres Frauenreizes bewußt und ganz von dem Wunsch erfüllt, ihr weißes Händchen im politischen Spiel zu haben; eine feine, das Auge fesselnde Gestalt, die im Leid die königlichste Grimasse fand, doch durchaus nicht der holde

Engel der Luiselegende. Minister vom Schlag Haugwitzens. Generale vom Kaliber Kückertens, zu dem die Oberhofmeisterin Gräfin Boff, als er im Hauptquartier beim Thee sich neben sie setzte, sagte: „Run werden die Leute erzählen, zwei alte Weiber hätten neben einander gefessen.“ Ein im Paradebrill ermüdetes Heer. Ein nach dem Wink eines blihenden Herrenauges künstlich zusammengefügtter Staat, der weder den Dicken Wilhelm mit seinem irtlich telirenden Amusirbedürfnis noch die Anfänge Friedrich Wilhelms des Dritten ertragen konnte. Ein Volk, dem dieser Krieg keine nationale Sache war und das in dem forfischen Sohn der Revolution den Befreier aus Fronzwang ahnte. Der König, schrieb Bonaparte später im Exil, „ist ein unglaublicher Schwachkopf. Wenn er zu mir kam, um über Staatsgeschäfte zu reden, fand er seinen Wünschen nie den richtigen Ausdruck. Ich lenkte die Unterhaltung dann jedesmal auf Tschafos, Knöpfe, Tornister und tausend andere Dummheiten; und verstand von all diesem Kleinkram doch nicht das Geringste. Daß die Preußen mir den Krieg erklärten, war höchst thöricht. Sie hatten nur armjälige Truppen und ihr Herzog von Braunschweig war ein trauriger General. Ich hatte geglaubt, er sei Giner. Das war ein Irthum. Dieser Herzog ist in meinen Augen einfach ein Dummkopf.“ Sind diese Urtheile richtig oder sinds die der Männer, die Friedrich Wilhelm von Preußen und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig vertheidigt haben? Wir wissens nicht. Auch nicht, ob der heute hier veröffentlichte Bericht, nach dem bei Auerstedt die preußische der französischen Truppenzahl beträchtlich überlegen war, Irthum oder Wahrheit meldet. Und der (namentlich von Colmar von der Holz mit so schönem Eifer versuchte) Beweis, daß in Preußens Heer tapferere Offiziere fochten, hilft uns nicht weiter. Helden gab es sogar in Rußlands mandschurischer Armee; nur wußte sie nicht, wo sie focht, nicht, wofür, nicht, wer ihr gegenüberstand. Wars nicht ungefähr so auch bei Jena und Auerstedt? Wer in Boyens Erinnerungen liest, wie der Braunschweiger an einem der kritischen Oktobertage herumliet, um die zur Paroleausgabe nach dem Dienstrelement nöthige Mannschaft (einen Unteroffizier und vier Leute) heranzuholen, und wie dieser Generalissimus, ein souverain v deutscher Fürst, vor Friedrich Wilhelm zitterte, wird schon eher begreifen, daß unter solcher Führung das Heer nicht zu siegen vermochte. Nirgends abertreten wir auf festen Boden; fast nirgends. Noch immer kann jeder neue Tag neue Thatfachen ans Licht bringen, die eine heute für unwiderleglich geltende Auffassung als unhaltbar erweisen. Und der Demokrat, der dem Adel, der Junkerschaft die ganze Sündenschuld aufbürdet, war mit dem Urtheil nur so schnell fertig, weil er sich vom Haß diktire, von Parteiwuth die Schriftzüge färben lieh.

Dst habe ich in dieser Woche daran gedacht. Nicht nur, weil der Säkula-

Fasttag naht; auch eine andere Wahrnehmung rief in diesen Gedankengang. Hundert Jahre nach Jena und Auerstedt hören wir noch den Streit über den Verlauf der Schlachten und die Ursache des Zusammenbruchs. Wann wird der Zanf über Bismarcks Entlassung, die Motive und den Hergang, verstummen? Das mit Darstellungen dieses Ereignisses bedruckte Papier könnte das Reichsterritorium bedecken. Und noch immer vernehmen wir von der linken Seite den Ruf: Wilhelms muthigste That! Von der rechten den Seufzer: Wilhelms schlimmste Verirrung! Heißt es hüben, der Kaiser, drüben, der Kanzler trage die Schuld. Wird es nach abermals hundert Jahren nicht noch eben so sein? Hatten Fontenelle und Voltaire nicht Recht, als sie schrieben, alles aus der Vergangenheit als „Geschichte“ Ueberlieferte sei nur *sable convenue*, nach stiller Uebereinkunft hingegenommene Mär? Giebt es hienieden historische Wahrheit?

Seit einigen Monaten werden Kapitel aus den „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst“ veröffentlicht. Bisher war nicht allzu viel Denkwürdiges darin zu finden. Memoiren mittlerer Durchschnittsorte. Freilich von Einem, der manchmal in die Wochenstube der Ereignisse zugelassen wurde, manchmal durchs Schlüsselloch gucken durfte; dessen Gesichtsfeld aber stets eng blieb. Chlodwig Postumus dünkt uns nicht größer als der lebende Ministerpräsident, Statthalter, Reichskanzler. „Man muß immer einen guten schwarzen Rock anhaben und immer den Mund halten“: Das war seine Lebenslösung. Ein redlicher Patriot, dem, nach Preußens Sieg über Habsburg, die Reichsgründung nothwendig schien, der, als dem internationalen Hochadel Angehöriger, aber Etwas vom *sujet mixte* behielt. Klein, fein, nett, höflich, vorsichtig, kultivirt, in hellen Stunden sogar geistreich, mit einer in der besten pariser *Raisonneurschule* angewöhnten Neigung zu ironischer Auffassung allen Geschehens; nie stark und nie drum ein gewissenlos (im goethischen Sinn) Handelnder noch auch nur der Vater kräftiger Gedanken. Nicht Staatsmann; sein Leben lang nur Diplomat. Ein behutsam behender Agent, der zwischen zwei Staatsmännern vermitteln und Zwiwnsfäden knüpfen kann. Einer, der in Anekdoten denkt und der versagen muß, wo eine Schöpferleistung von ihm gefordert wird. Ganz so zeigt ihn sein Tagebuch. Und dieser zierliche Herr, der jedes laute Wort scheute und den Groten selbst auf leisen Sohlen nachschlich, ist nun schuld an einem Lärm, von dem die deutsche Welt noch lange widerhallen wird. Aus seinem Tagebuch ist das Kapitel über Bismarcks Entlassung ans Licht gekommen. Der Kaiser zürnt; giebt, in einer ungemein heftigen Depesche, die an den Chef des schillingsfürstlichen Hauses Hohenlohe gerichtet ist, seiner „Entrüstung“ lauten Ausdruck und nennt die Veröffentlichung „intimster Privatgespräche im höchsten Grade

taktlos, indiscret und völlig inopportun". Das ist eine Privatangelegenheit der Familien Hohenzollern und Hohenlohe; eine, die vielleicht nicht so einfach ist, wie sie dem ersten Blick scheint. Doch auch minder Interessirte thun, als enthülle das Tagebuch eine Fülle neuer, glaubwürdig verbürgter Thatfachen. Sehen wirs einmal an. Vorher rasch noch ein paar Worte über Ehlohwigs Verhältniß zu Bismarck. Prinz Hohenlohe hatte es im preussischen Staatsdienst bis zum Assessor gebracht, als ihm (dessen älterer Bruder Herzog von Ratibor wurde) die mittelfränkische Herrschaft Schillingfürst zufiel. Seitdem saß er im Reichsrath der Krone Bayern; war eine Weile Gesandter in London und wurde am letzten Tag des Jahres 1866 zum bayerischen Ministerpräsidenten ernannt. Als Louis Napoleon den Krieg gegen Preußen plante, ließ er in München fragen, wie die Regierung sich im Fall solches Konfliktes stellen würde. Ehlohwig antwortete: „Wir werden neutral bleiben.“ Das genügte dem Gesandten Frankreichs nicht. Der hatte wohl auf eine Erneuerung der Rheinbündverträge gehofft; und fragte weiter: „Und wenn diese Neutralität sich als unmöglich erweist?“ Lange Pause. Dann hob Ehlohwig das Köpfchen, richtete das blaue Auge fest auf den Franzosen und sprach: „Dann wird Bayern, ohne nach Ursprung und Ziel des Kampfes zu forschen, mit Preußen gehen.“ Der Gesandte schrieb nach Paris; wenn man in den Tuilerien an dem Kriegsplan festhalte, müsse man zunächst also diesen Ministerpräsidenten beseitigen. Der ging, als ihm, in den ersten Wochen des Jahres 1870, Reichsrath und Landtag in derben Worten ihr Mißtrauen ausgesprochen hatten. Der Bericht des Französischen Gesandten wurde vom Sieger dann in Paris gefunden und kam in die Hände des Herrn von Holstein, der ihn Bismarck vorlegte. „Den Mann könnten wir brauchen.“ Das war auch Bismarcks Meinung. Einen süddeutschen Fürsten, der gegen Frankreich für Preußen optirt und, als Katholik, Europa gegen vatikanische Anmaßung aufgerufen hatte, fand er nicht alle Tage. Er bot ihm (der inzwischen Vicepräsident des ersten Deutschen Reichstages gewesen war) den Eintritt in den Reichsdienst an. Wachte ihn 1874 zu Arnims, 1885 zu Manteuffels Nachfolger. Stellte ihn dahin, wo Etwas auszugleichen, zu glätten war. Und hielt ihn für so zuverlässig, daß er ihn manchmal benutzte, um auf den alten Kaiser einzuwirken. Hohenlohe hat den Kanzler bewundert; wie ein fremdartiges Wesen, ein herrliches Ungeheuer, vor dem man sich hüten muß, wie ein listiger Zwerg einen Riesen, dessen tatsächende Hand noch zermalmen kann. Hat er ihn geliebt? In den Jahren der Ungnade hat er den Einsamen nie besucht; später dann, als er selbst Kanzler geworden und das Sachsenwaldhaus wieder von imperialischer Gunst bestrahlt war, sich, so laut er konnte, seinen Freund genannt. Nach Neujahr 1890 war er nicht besonders gut auf ihn zu

sprechen. Er wußte, daß Bismarck nicht mehr recht zufrieden mit ihm war, ihn alt und morsch fand, dem Reichsland einen strammeren Statthalter wünschte und einen Journalisten hingeschickt hatte, um zu erkunden, wie man im Elsaß über das Regime Hohenlohe denke. In dieser Stimmung kam Chlodwig nach Berlin.

Am einundzwanzigsten März 1890. Morgens hört er, daß Bismarck entlassen ist. Er hat sechzehn Jahre lang, auch auf dem Berliner Kongreß und im Auswärtigen Amt, unter ihm gearbeitet, hat ihm zu danken, daß er Botschafter und Statthalter geworden ist; sucht den Gestürzten aber nicht auf; schreibt kein Wörtchen, das Theilnahme oder Bedauern verräth. „Ein wirklicher Bruch ist die Ursache des Rücktrittes. Die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelt, die abfälligen Urtheile, die er über den Kaiser in Konversationen mit Diplomaten fällt, andererseits die unfreundliche Art, wie Beide mit einander verkehrten, machten den Bruch unvermeidlich. Da nun der Kaiser schon vor Wochen mit Caprioli über die eventuelle Ernennung zum Kanzler verhandelt hat und Bismarck Dies erfuhr, so konnte die Sache nicht länger dauern.“ Ueber die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelte, wird später, wenn die Hauptzeugen gehört sind, zu reden sein. Abfällige Urtheile über den Kaiser im Gespräch mit Diplomaten? Deutschen oder fremden? Zu den kühl Korrekten war Bismarck nie zu zählen; immer zum horazischen genus irritabile vatum. Er hat die Schritte niemals nach der bedächtigen Hofkadenz gemustert und im Aerger oft auch über den alten Herrn unsänftiglich gesprochen. Wilhelms Briefe an Noon beweisen, daß ers ahnte und solche Gewitter als die natürlichen Entladungen eines Temperamentes hinnahm, das den Preußenkönig auf steiler Höhe geschirmt und ihm die Kaiserkrone geschmiedet hatte. Der Fünfundsiebenzigjährige, der plötzlich dem Wink eines noch Unerfahrenen gehorchen sollte, hat seinem Unmuth gewiß manchmal Luft gemacht. Vor Landesleuten; Fremden den Groll zu zeigen, wäre taktlos und thöricht gewesen. Bismarck hat die Anschuldigung noch vernommen; und draußerwidert: „Ich hätte mir ja selbst das Geschäft erschwert, wenn ich den Kaiser vor den Botschaftern herabgesetzt hätte. Die Eigenschaften eines wohlherzogenen Menschen müßte mir doch auch mein Feind lassen. Möglich, daß ich in Gesprächen mit Schuwalow oder Griepi jugendliche Illusionen und eine über ihr Ziel noch nicht klare Bethätigungssucht als Ursachen auffälliger Vorgänge angeführt und, als con sordino der Bewegungdrang und die Freude an Feierlichkeit erwähnt wurden, zur Erklärung gesagt habe, manche junge Leute möchten jeden Tag Geburtstag feiern. Das geschah in Wahrnehmung meiner berechtigten Interessen (so heißt ja wohl im Strafgesetzbuch) als des für die Politik (auch die persönliche des Monarchen) und die Reichswohlfahrt verantwortlichen Kanzlers; und Aergeres wäre sicher

nicht zu inkriminiren. Nicht aus Gesprächen mit Fremden wenigstens. Aber der Verräthrer sah wohl im Haus; oder in naher Nachbarschaft. Das Einfachste wäre gewesen, mich zur Rede zu stellen, zu foramiren, wie ichs in solchen Fällen immer that. Das wurde nicht beliebt. Ich glaube, es war der Knabe Karl, der die Geschichtenträger den Mördern verglich". Mit Caprivi hatte der Kaiser nicht erst „vor Wochen" verhandelt, sondern schon früher; Bismarck hatte es aber nicht erfahren. Hat von der Kandidatur Caprivis nichts gehört, bis Windthorst ihm am vierzehnten März davon sprach. Auch Vernannte den in Hannover Kommandirenden nicht als den vom Kaiser zum Kanzler Ausersehenen, sondern sagte, wenn der Fürst von dem ungemein bedauerlichen Entschluß, aus seinen Aemtern zu scheiden, nicht abzubringen sei, könne er vielleicht den General von Caprivi als Nachfolger empfehlen. Ehlohwig wurde am ersten Tag in Berlin also ungenau informirt. Falsch ist auch die Angabe: „Die Fürstin soll nicht zur Versöhnung mitgewirkt, sondern gehezt haben". Die Möglichkeit, eine Versöhnung herbeizuführen, hatte Frau Johanna gar nicht. Gehezt? Als sie ihr Ottochen schlecht behandelt fand und um den von Weinkrämpfen Geschüttelten zittern mußte, zähmte sie ihre Zunge freilich nicht mehr; und Wilhelm hat ihr Herz nie zurückgewonnen. In politische Händel hatte sie sich nie eingemischt, thats auch jetzt nicht und kannte keinen höheren Wunsch als den, daß ihr Mann, da ers leider ja nun einmal wollte, bei seinem Werk bleiben könne. Frau und Kinder haben in den Tagen der Krisis gefürchtet, der Fürst werde ohne die politische Arbeit, die große Leidenschaft seines Lebens, nicht lange mehr aufrecht bleiben; und schon deshalb sicher Alles vermieden, was einen anständigen Friedensschluß hindern konnte. Wenn der Kaiser (der, nach Bismarcks Wort, immer im Damenrecht ist) eine Versöhnung wünschte, konnte er sie täglich haben und brauchte auf Johannens Mitwirkung nicht zu warten.

(Als die Fürstin, der er vertraute, sie habe ihren Mann gegen den Kaiser aufgehezt, gestorben war, bat Hohenlohe, der Trauerfeier beiwohnen zu dürfen. Und als ich über den Wunsch, in solcher Stunde sich in die Intimität eines Jahre lang gemiedenen Hauses zu drängen, hier einige bittere Worte gesagt und angedeutet hatte, der erstrebte Zuwachs an Prestige lasse sich wohl auch an hellern Tagen erreichen, fragte er telegraphisch in Friedrichsruh an, ob diese Auffassung dort getheilt werde. Das gewünschte Pflaster kam aber nicht.)

Am Abend des einundzwanzigsten Märztages war Diner im Weißen Saal. Prinz Georg von Großbritannien sollte in den Hohen Orden vom Schwarzen Adler aufgenommen werden. Sein Vater, den wir familiär jetzt Onkel Eduard nennen, hatte ihn nach Berlin begleitet. Ehlohwig, auch ein Onkel, sah neben Moltke, der „sehr gesprächig gewesen wäre" (Das war er

fast immer; ganz und gar nicht der Schweiger, als der er in der Volksfage lebt), „aber durch die unaufhörliche Musik gestört wurde und darüber sehr ärgerlich war. Man hatte nämlich zwei Musikcorps einander gegenüber aufgestellt, und wenn eins aufhörte, fing das andere zu trompeten an. Es war kaum zum Aushalten“. Das notirter. Der Gedanke, daß dieses Fest in den Ernst der Stunde, die den Reichschöpfer scheiden sieht, vielleicht nicht so recht passe, kommt ihm nicht. Der Kaiser trägt den Rock des englischen Admirals, preist in enthusiastischer Rede Englands Königin und den Prinzen von Wales, spricht von Waterloo und der britisch-deutschen Waffenbrüderschaft, die den Weltfrieden sichere. Moltke citirt Goethes Brander: „Ein politisch Lied ein leidig Lied“ („garstig“ schreibt Hohenlohe; und der philologische Herausgeber verbessert nicht); und hofft, „daß diese Rede nicht in den Zeitungen erscheinen werde.“ Zum ersten Mal zeigt der vom „Hausmeier“ befreite Herr sich den Blicken: und der greise Generalstabschef schüttelt bedenklich den Kopf. Am nächsten Morgen kommt Caprivi zu Hohenlohe. Der Bahzwang soll im Spätsommer gemildert, die Jagdartenverordnung ganz aufgehoben werden. „Im Allgemeinen haben wir uns sehr gut verständigt und ich wünsche mir Glück, daß er zum Reichskanzler ernannt worden ist.“ Natürlich. Der wird keinen anderen Statthalter suchen. Und das Reich? Hält ihn wohl aus. Ist nicht allerliebste? Bismarck, der „große Freund“, der „Werkmeister am Bau der deutschen Einheit“, ist vorgestern weggeschickt worden und Chlodwig gratulirt sich schriftlich zur Ernennung des Nachfolgers. Kein Hünlchen eines Gefühles; diesem Hirn dämmert die Bedeutung des Ereignisses noch nicht. Das hat uns registirt ... Ueber den zweiten Kanzler hat er später wohl anders denken gelernt. Sonst hätte er in Straßburg den Freunden nicht so gern aus der „Zukunft“ vorgelesen.

Dreiundzwanzigster März. Ordensfest. Beim Diner Stoschs Nachbar. Der „erzählte viel von seinem Zerwürfniß mit Bismarck und war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte und daß der große Mann nicht mehr zu fürchten ist. Dies behagliche Gefühl ist hier vorherrschend“. Hier: am Hof. Das ist nicht neu. In der Revue des Deux Mondes stand am ersten April 1890 schon der Satz: Le lion est mort et les roquets sont en fête. Und der andere, nicht minder wahre: L'Allemagne est restée froide jusquo dans le fond du coeur, „kühl bis ans Herz hinan“. Ueber Chlodwigs Tischnachbar hat Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ gesagt: „Beim Kaiser fand der Gesamtangriff gegen mich einen thätigen Bundesgenossen in dem General von Stosch“. Daß dieser Patriot sich über den Sturz des Mannes, den er doch nicht für ganz unnützlich halten konnte, wie ein Schneekönig freute, ist lehrreich zu hören; Einem, der als dem ersten Kanzler ergeben galt,

hätte er sein Innerstes aber wohl nicht lachend entschleiert. Chlodwig fühlt sich von so unbändiger Freude auch nicht verlegt. Er schreibt: „Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmüthigen das Erdreich besigen“. Nicht nur das Himmelreich also, wie im Evangelium; auch das irdische, wo der Streit herrscht und nur die Stärke siegt. Wäre Bismarck sanftmüthig gewesen, dann hätte er sich 1861 nicht ins Getümmel gewagt, nicht die Reorganisation des Heeres, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die eiserne Einung der deutschen Stämme erreicht. Aber auch die Stöße nicht gegen sich gewaffnet. Und das Erdreich besessen. *Toujours des mols*. Große Menschen sind den Kleinen stets unbequem? Rein, spricht Chlodwig; nicht, wenn sie sanftmüthig sind. Dann aber bekriecht doch Sorge sein welkes Herz. Vielleicht fällt ihm ein, daß die zur Arbeiterschulskonferenz höflich nach Berlin geladenen Franzosen von der Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo nicht entzückt sein werden und gewiß nicht froh aufgehört haben, als der Kaiser vom heiteren Himmel die Hoffnung holte, in künftigen Kämpfen das deutsche Heer wieder der Britenflotte verbündet zu sehen. Und was werden die Russen dazu sagen? Hohenlohe liebt sein Vaterland; und die Güter seiner Frau liegen im Reich des Zaren. Wenn die berliner Stimmung ins Antimoskowitzsche umzuschlagen droht, wird er jedesmal unruhig. Schreibt auch am Dreiundzwanzigsten ins Tagebuch: „Wenn nur in der auswärtigen Politik vor: sichtig auf Bismarcks Wegen weitergegangen wird!“

Als Fürst, Statthalter im Grenzland und Verwandter könnte er dem Kaiser sagen; jagt aber weislich nicht. Er ist unabhängig, alt, saturirt und braucht nicht zu zittern; zittert aber. „Bei Tisch trank mir der Kaiser zu, wo ich mich dann ehrfurchtvoll verneigte und aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet hätte.“ Er möchte sich selbst ironisiren und verräth doch, daß ihm unter Jovis Blick das Herz in die Hose gefallen ist. Ein Kaiser, der den Kürassier ins alte Eisen geworfen hat und Einem die Hand drücken kann, „daß die Finger krachen“: wer sollte da nicht schlottern? Bei den hohen Damen fühlt er sich wohler. Die Kaiserin Friedrich scheint ihm „mit der Art, in der Bismarck entlassen worden ist, nicht einverstanden“. Richtig. Bei dem Abschiedsbesuch, den Bismarck ihr mit seiner Frau machte, hat die Kaiserin darüber keinen Zweifel gelassen; und ihren ältesten Sohn härter beurtheilt als der nun Entlassene je in der Zeit amtlicher Verpflichtung. (Sie bezog sich dabei auf einen Brief, den der kranke Kaiser Friedrich über den Kronprinzen an den Kanzler geschrieben hatte.) Zu Hohenlohe sagte sie artig, „er hätte Bismarcks Nachfolger werden sollen“. Zu alt, erwiderte Chlodwig; und nahm fast fünf Jahre später dann doch die Bürde auf sich. „In den Fragen der Sozialpolitik ist sie ganz meiner Ansicht und sagt, daß Kaiser Friedrich die bis-

markische Gesetzgebung stets bekämpft habe“. Welche? Das Sozialistengesetz gehört doch kaum zur Sozialpolitik; und dieses „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ wurde beschlossen und verkündet, während Friedrich den von Nobiling verwundeten Vater in den Regierungsgeschäften vertrat. Vielleicht sind die Klebegesetze gemeint. Einerlei. Wir wissen nun, daß Kronprinz Friedrich einen wichtigen Theil der kaiserlichen Politik stets bekämpft hat und daß Hohenlohe ihm zustimmte, aber im Dienst dieser Politik blieb. (Daß er als Kanzler für die Umsturzvorlage und den Strikebrecher-schutz eintrat, darf hier nicht vergessen werden.) Von der Kaiserin-Witwe gehts zur Großherzogin von Baden. „Sie wünschte mir Glück, daß ich nun in Elsaß-Lothringen freier schalten und walten könne“. In dieser Hoffnung hatte er sich schon selbst gratulirt. Wer soll im Auswärtigen Amt Staatssekretär werden? „Münster kommt den Leuten zu alt und taperig vor. Ich plaidire (wo?) für Hatzfeldt. Von Radowitz ist nicht die Rede und sonst ist in der Diplomatie Niemand“. Die Unkenntniß des Personals, die später so oft Heiterkeit erregte, zeigt sich auch hier schon. Hatzfeldt war Holsteins Mann, konnte, mit heftigster Anglophilie, aber nicht Hohenlohes Mann sein. Und warum plaidirte er nicht für Radowitz? Herr von Holstein wirds wissen.

Der Statthalter ist nun seit sechs Tagen in Berlin und hat den Entlassenen noch nicht aufgesucht. Fürchtet er das Aergerniß? Ziehts den Freund nicht zum Freunde? Der Großherzog von Baden sagt ihm, „die Ursache des Bruches sei eine Machtfrage“. Der Kaiser forderte die Aufhebung der Kabinettsordre vom Jahr 1852. Der Kanzler widersprach, weil er den Ministern die Möglichkeit nehmen wollte, dem Kaiser Vortrag zu halten. Als er die Verhandlung mit Windhorst rechtfertigen sollte, wurde er so heftig, „daß der Kaiser nachher erzählte: ‚Daßer mir nicht das Lintensaf an den Kopf geworfen hat, war Alles.‘“ Er wollte den Dreibund aufgeben und sich mit Rußland verständigen. Das waren die Hauptgründe des Zwistes. Fast genau so hat Wilhelm sie im April 1890 dem Statthalter in Strassburg dargestellt. Bismarck sei „in maßloser Weise“ gegen ihn aufgetreten. Habe bei den Diplomaten gegen ihn gearbeitet. Heimlich versucht, den Plan der Internationalen Arbeiterschuhkonferenz zu vereiteln. Uebel genommen, daß der Kaiser persönlich mit den Ministern verkehrte. Wolte Oesterreich im Stich lassen. Stand im dringenden Verdacht, nach Petersburg die Nachricht befördert zu haben, der Kaiser wolle antirussische Politik treiben. Habe ihm, auch wenn dieser Verdacht nicht erweislich sei, jedenfalls „Vieles vorenthalten, was er that.“ „Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck regiren solle.“ Das ist kein kleines Sün-

denregister. Eigensinnig, roh, herrschsüchtig, treulos, hinterlistig, skrupellos bis zum Landesverrath: schwärzer sieht Bismarck auch auf den von seinen Todfeinden gemalten Bildern nicht aus. Dieser Mann mußte nicht nur aus dem Amt gejagt, mußte, trotz seinen Verdiensten, vor Gericht gestellt werden. Das Alles kam aus des Kaisers Mund? . . . Doch zur Prüfung des Thatbestandes gehört die Kenntniß der Akten. Die wichtigsten scheinen vergessen.

Berlin, am achtzehnten März 1890.

Bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom Fünfzehnten dieses Monats haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom achten September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende allerunterthänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums“ war zur Zeit des absoluten Königthumes kein Bedürfniß vorhanden und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Revissen) auf das Bedürfniß hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Minister“ anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums“ ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesamtpolitik des Kabinetts, also der Gesamtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerwald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältniß des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständniß mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom achten September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu

übernehmen, welches ihm im Landtag und in der Oeffentlichen Meinung zugemuthet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche Jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts, die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämmtlichen Kollegen mit mir einverstanden; und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfniß noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfniß gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nöthige Einheit im Dienst Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer Stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor Kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrafirmiren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mittheilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime KabinetSrath Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am Fünfzehnten ertheilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch nothwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät

über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Theilung meiner Aemter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhen darauf, zu genehmigen, daß einstweilen Alles beim Alten bleibe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusehen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für sie die *capitis diminutio* wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhen außerdem, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Bethheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschliesungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik eben so unbetheiligt gegenüberstände wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrath dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir Graf Schuwalow nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Ver-

hältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht andere, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preussischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mittheilungen aus Eurer Majestät Civil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der Oeffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird.

von Bismarck.

Als Antwort auf dieses „Entlassungsgesuch“ erhielt der Fürst das folgende Handschreiben des Kaisers:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom Achtezehnten dieses Monats ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgen schweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unerseßliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zu-

versicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Hügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenpolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden.

Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gefinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König
Berlin, den zwanzigsten März 1890.

Wilhelm I. R.

Zwei Tage später telegraphirte der Kaiser an den Großherzog von Weimar: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachhabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun: „Voll dampf voraus!““

Das Handschreiben des Kaisers ist am zwanzigsten März 1890, das Entlassungsgesuch, auf das es so feltjame Antwort gab, am ersten August 1898 bekannt geworden. Rede und Gegerede wollten nicht zu einander passen. Bismarck wußte nichts von Versuchen, ihn im Amt zu halten; wußte nur, daß er zweimal an einem Tag zur Beschleunigung seines Rücktrittes gedrängt worden war. Und Hohenlohe schreibt: „Schon im Anfang Februar hatte Bismarck dem Kaiser gesagt, er werde sich zurückziehen. Nachher erklärte er aber, er habe sich anders besonnen und werde bleiben, was dem Kaiser unangenehm war, wogegen er aber nicht remonstrirte, bis dann die Geschichte mit der Kabinettsordre dazukam.“ Diese Mittheilung macht das Handschreiben vom zwanzigsten März 1890 nicht verständlicher. Sprach die Staatsraison mit so umflorter Stimme? Der Fürst hat immer wieder bedauert, daß die Pflicht, Staatsgeheimnisse zu wahren, ihn hinderte, sein Abschiedsgesuch zu veröffentlichen.

Am siebenundzwanzigsten März ist Hohenlohe, kurz vor seiner Abreise, dann endlich zu Bismarck gegangen. Er, den die Gegner des Kanzlers doch ins Vertrauen zogen, sagte, das Ereigniß sei ihm „sehr unerwartet gekommen“. Antwort: „Mir auch; noch vor drei Wochen hätte ich nicht gedacht, daß es so enden werde. Uebrigens mußte ich erwarten, denn der Kaiser will nun einmal allein regiren“. Chlodwig tröstet. Vielleicht ruft der junge Herr den alten Diener bald zurück. Rein, Durchlaucht, diese drei Wochen möchte ich nicht noch einmal durchmachen. (Einer Dame, die nach der Suppe mit dem selben Trost kam, hat er in Friedrichsruh erwidert: „Ich habe nicht die Gewohnheit, in Häuser zurückzukehren, aus denen ich einmal herausgeworfen worden bin“.) Der Statthalter solle dafür sorgen, daß der Kaiser sich nicht zu viel um Eljas-Lothringen bekümmere, und ihm aus dem Gesicht bleiben. („Das ist leichter gesagt als gethan“, stöhnt das Männchen.) In Warzin oder im Sachsenwald werde er willkommen sein. Chlodwig kam nicht. Wollte nicht „unmöglich“ werden. Kam erst als Kanzler; erst, als die Sonne wieder schien. Trug einen guten schwarzen Rock und wußte noch immer den Mund zu halten.

Vor der Abreise von Berlin hatte der Statthalter noch notirt: „Holstein und Berchem haben Herrn von Marschall in Vorschlag gebracht, nachdem Alvensleben abgelehnt hat.“ (Bismarck glaubte, der Vorschlag sei vom Großherzog von Baden gekommen und von Holstein sacht unterstützt worden.) „Es scheint, daß Marschall annimmt. Er ist jedenfalls besser als alle Diplomaten im Ausland und kennt die hiesigen Verhältnisse.“ Das ist die Hauptsache: die hiesigen Verhältnisse. Die internationale Politik hat er als Staatsanwalt in Mannheim mit heißem Bemühen studirt; und ist nun, „jedemfalls besser“ als Radowitj, Hagfeldt und Alles, was draußen noch lebt. Dieser Zug durfte dem Bild nicht fehlen. Chlodwig ist in so rothiger Stimmung, daß ihm jeder Kömmling gefällt. Er gratulirt sich zu Caprivi's Ernennung und sieht in Marschall den besten Gehilfen, den der politisch unerfahrene General finden kann. Was liegt dran? Der Palast in der wunderschönen Stadt ist gerettet.

... Diese Wanderung durchs Gestrüpp war nicht kurzweilig? Sicher nicht. Doch unvermeidlich. Mit leerer Rede ist in so ernster Sache nichts gethan. Das Material des Anklägers mußte nüchtern geprüft werden, Punkt vor Punkt; und die besondere Art seines Wesens durfte nicht im Dunkel bleiben. Jetzt lichtet sich vor unserm Blick; aus dumpfer Niederung führt der Pfad auf die Höhe. Vielleicht erkennen wir dort, warum Bismarck gehen mußte; was seine Schuld, was Anderer Fehl war. Dann wäre die Mühsal nicht vergebens gewesen. Dann fänden wir vielleicht auch den Ursprungsort der Krankheit, deren Symptom vor hundert Jahren der im Anglißchweiß erwachenden Volkheit sichtbar ward.

Zeitliche und zeitlose Geister.

Wenn ich definiren soll: unter zeitlichen Geistern verstehe ich solche, die in ihrem Zeitalter, von welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachte, reiflos aufgehen; unter zeitlosen solche, die zu und von keiner Zeit als erschöpft gelten dürfen.

Raum einer Schriftstellerpersönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts ist bei Lebzeiten mehr Verehrung gezollt worden als George Sand. Heute lieft sie kaum Jemand mehr. Aber was man heute endlich einzusehen beginnt, ist: daß die spätere Literatur George Sand Unendliches verdankt. Die großen Russen wie die großen Scandinaven wären ohne George Sand schwer denkbar. Einst gefeiert, bald vergessen oder doch nur in dem schemenhaften Sinn fortlebend, wie es die Ahnen thun, deren Namen der späte Enkel in verständnißloser Ehrfurcht auf dem Grabstein entziffert, deren wahres Sein nur noch dem Historiker bekannt ist: Das war das Schicksal nur zu vieler. Wieland, sogar Herder (um die größten und bekanntesten zu nennen) ist es so ergangen. Sie sind in ihrer Wirkung verglüht. Von Modernen (freilich auf ungleich niedrigerem Niveau) wird es wahrscheinlich Paul Bourget ähnlich ergehen. Man wird ihn vergessen, vielleicht verachten, nachdem man ihn eine Weile überschwänglich geschätzt hat, und spät erst ermessen, wie viel Dank ihm der psychologische Roman schuldig ist. Heute werden diesen zeitlich Großen die Wenigsten gerecht. Man konstatirt die Kurzathmigkeit ihres Ruhmes, die Vergänglichkeit ihres Lebenswerthes. Man folgert daraus ein Mißverständnis oder einen Urtheilsfehler der Zeitgenossen; man betrachtet sie gern als *quantités négligeables*. Originale, die nur Wenigen Etwas zu sagen haben, gelten in jeder Hinsicht für größer als die Sonnen vergangener Zeitenhimmel, als die Abgötter verbliehener Geschlechter. Man will nur das „Zeitlose“ gelten lassen. Ist dieser Standpunkt berechtigt?

Ich will den größten „Zeitlichen“, von dem wir wissen, ins Auge fassen: Voltaire. Wie, Voltaire kein zeitloser Geist? Sein absoluter Werth, wie er uns heute erscheint, steht jedenfalls in keinem Verhältniß zu der Wirkung, die er auf sein Jahrhundert übte. Wer ihn nach Dem werthet, was er für unser Bewußtsein bedeutet, wird ihm in keiner Hinsicht gerecht; nur aus seiner Zeit heraus kann Voltaire wahrhaft begriffen und gewürdigt werden; insofern war er ein eminent zeitlicher Geist. Voltaires ganz einzige Größe bestand darin, daß er all die Schlüsse zog, deren Prämissen seine Epoche enthielt, und daß er sie so zog, wie diese Epoche sie aufzunehmen und zu verarbeiten fähig war. Nie hat er über die Möglichkeiten seiner Zeit hinausgeblickt, nie, Zwischenglieder überspringend, Einsichten ausgesprochen, die erst nach dem Hinwelken einer Generation verstanden werden konnten. Voltaire war oberflächlich, ge-

wig; doch sagt dieser Einwand nichts gegen seine großen positiven Eigenschaften aus. Daß Einer mißverstanden wird, ist an sich noch kein Beweis seiner Tiefe. Wie jeder große Geist, ist auch Voltaire seiner Zeit vorangeilt; nur ließ er sie nicht im Stich: sie vermochte dem Führer freudig zu folgen. Darum vergötterte sie ihn. Was er sagte, nahm sie auf, spann sie weiter; jede seiner Anregungen wirkte fruchtbar; nichts ging verloren. Eben deshalb aber konnte die Nachwelt nie mehr die richtige Distanz zu Voltaire gewinnen: sie verstand nur noch Theile seines schillernden Wesens, den Witz, die Sprache, nie mehr den ganzen Menschen. Denn was er wirklich gewesen war, hatte die Nachwelt längst verarbeitet; kein Rest blieb. Auch war sehr bald das Bewußtsein der historischen Thatsache geschwunden, daß alles Spätere doch von ihm herstamme, daß fast aller Kulturfortschritt, den wir mit „Aufklärung“ bezeichnen, seinen primus movens oder wenigstens seinen mächtigsten Förderer in Voltaire befaßen hat. Voltaires Wirkung ist geradezu unübersehbar. Und doch: gerade diese Art von Verdienst sichert am Wenigsten die persönliche Unsterblichkeit. Geister von so unmittelbarer, aufs Nächste gerichteter Wirkung werden nur zu bald zu Elementen der Nachwelt; und an Elemente erinnert man sich nicht.

Auch Fichte, der Turnvater Jahn der Philosophie, und Herder, der chaotische Geistestitan, waren im Wesentlichen durchaus zeitliche Geister. Was Herder anregte, ist zum größten Theil schon in Erfüllung gegangen; er war nicht von Denen, die allen Zeitaltern ein verführerisches Räthsel, ein produktives Staunen bleiben. Er ist in der Nachwelt schon aufgegangen. Aber war er darum geringer als etwa Lichtenberg, der heute noch Anregung auf Anregung ausstrahlt? Gewiß nicht; er war nur ein Geist anderer Art.

Ich denke, wir nähern uns einem richtigeren Verständniß des Verhältnisses von zeitlichen und zeitlosen Geistern, als es heute im allgemeinen Bewußtsein lebt. Wir franken am Vorurtheil der Unsterblichkeit; und das fälscht uns die Perspektive. Wenn uns die Legion voltairischer Schriften heute nicht mehr das Selbe sagt wie dem achtzehnten Jahrhundert, so beweist Das nichts gegen ihren Autor. Wir sind im Unrecht, wenn wir George Sand und hundert Andere niedriger einschätzen als so manchen engeren, aber „originelleren“ Geist, nur weil sie uns heute nicht mehr viel zu sagen haben: George Sand war in den meisten Dingen wahrscheinlich größer als ihre noch heute lebendigen Zeitgenossen. Und wenn Rovallis' fieberschwüler Genius ein paar Lieder geschaffen, die wirklich zu den Kleinodien der deutschen Literatur gehören, so beweist Das noch lange nicht, daß dieser Genius mehr vermochte als die Geistesenergie der Schlegel, deren Tragweite erst heute richtig gewürdigt zu werden beginnt. Unsere Werthungen hängen ja viel mehr noch, als die Besonnensten sich zugeben, von konventionellen Momenten ab (Zeitströmungen, Geschmacksrichtungen) und sehr viele Geister verdanken ihre zeitlos durchschlagende Wirkung

gerade, wenn ich so sagen darf, ihrer ausdrucksvollen Armuth. So unter Malern Manet, unter Dichtern Stephane Mallarmé und unter Denkern (ich bin mir der ungeheuerlichen Kezerei voll bewußt) Nietzsche. Ihre Gaben sind übersichtlicher als diejenigen reicher besaiteter Naturen; sie lassen sich leicht definiren; und der Mensch ist geneigt, die Dinge nur darum zu überschätzen, weil er sie zu definiren vermag. Dennoch ist die Aesthetik, die um einiger vollkommenen Gedichte willen den kleinsichen Bürger dem grenzenlosen Goethe zu vergleichen magt, sicher auf falscher Bahn. Man kann beim Vergleichen, zumal beim Abmessen der Begabungen an einander nicht vorsichtig genug sein. Wo es sich um spezifische Differenzen handelt, ist ein quantitativer Vergleich kaum möglich; und zeitliche und zeitlose Geister verkörpern wesentlich Unterschiede der Art. Die Einen sind mit ihrer Epoche kommensurabel, die Anderen nicht. Die Inkommensurabilität ist an sich noch kein Vorzug, so wenig wie die augenblickliche, gleichsam unvoermeidliche Popularität. Voltaire war mit dem achtzehnten Jahrhundert kommensurabel, Diderot nicht. War Diderot darum größer? Ich wüßte es nicht zu sagen. Er war ein Geist anderer Art. In Voltaires Wesen lag es, auf die Gegenwart und nur auf sie zu wirken. Für Diderot ist vielleicht wesentlich, daß er zu keiner Zeit ganz verstanden ward. Die zeitlichen Geister sind in einer bestimmten Epoche ungeheuer populär, werden dann aber vergessen. Die zeitlosen sind nie wirklich populär, finden dafür aber zu jeder Zeit ein wahlverwandtes Publikum. Weder aber bedeutet die temporäre Anerkennung mit darauf folgender Vergessenheit einen Irrthum, über den man sich nachträglich klar wird, noch beweist die zeitlos andauernde begrenzte Wirkung einen objektiven Vorzug.

Man sieht: bei der kritischen Betrachtung der Geistesgeschichte ist eine skeptische Grundstimmung sehr empfehlendwerth. Es giebt kaum ein Gebiet, wo eindeutige Ergebnisse schwerer zu erzielen wären. Das zeigt sich besonders deutlich bei der Beurtheilung der Männer, die sich in keine der genannten Kategorien einreihen lassen, der ganz großen, der wahrhaft ewigen Geister: Shakespeare, Goethe, Kant. Ueber Kant hat Georg Simmel jüngst sehr schön gesagt, er „gehöre zu den ganz großen Geistern, deren Bild sich mit den Wandlungen der Geschichte selbst wandelt, weil sie der Entwicklung dauernd eingefügt bleiben und darum sozusagen immer verschiedene Rollen spielen.“ Die ganz Großen sind undefinirbar. Ueber Das, was Kant „eigentlich gedacht“ hat, sind die Philosophen noch heute nicht einig. Jeder legt ihn anders aus. Und eben so wird Goethes Tiefstes der Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben, unergründlich wie die Natur. Wer war Goethe? Wir wissen es heute weniger denn je; bei fortschreitender Erkenntniß des „Thatbestandes“ wird seine Persönlichkeit eigentlich immer mythischer. Wie die Weltgeschichte nicht nur aus den Faktoren erwächst, die sich als wirkliche Vorgänge unzweideutig nach-

weisen lassen, sondern auch aus undefinirbaren Vorstellungen, die eine Zeit beherrschten, aus hingeworfenen Gedanken unmaßgeblicher Personen, aus rein theoretischen Urtheilsfehlern und Irrthümern, aus unbegründeten Glaubenssätzen und Einbildungen: so ist die historische Persönlichkeit, wie sie der jeweiligen Generation erscheint, stets eine Synthese aus Dem, was sie wirklich war, und aus Dem, was Andere über sie dachten. Im Lauf der Jahrhunderte wächst sie ins Ungeheure oder wandelt sich so gründlich, daß die Realität immer mehr verblaßt. Halbgötter und Sagenhelden, die übermenschlichen Symbole für verdichtete Wirklichkeit, bezeichnen doch nur das Extrem der Entwicklung, die jeder Geist durchlebt, der im Bewußtsein der Nachwelt überhaupt lebendig bleibt. Ob Siegfried oder Goethe, Wilhelm Tell oder Shakespeare: heute sind es mythische Gestalten. Die Entelechie ihrer Natur hat gleichsam nach ihrem Tode fortgewirkt; aus ihnen sind Gestalten geworden, in die ihre zeitliche Wirklichkeit nur noch als Theil eintritt. Wie oft hat der Anblick berühmter Männer enttäuscht! Der Ruhm tötet sein Objekt, um es dann erst wahrhaft zu beleben; er thut dem Lebendigen Unrecht. Und träte Christus plötzlich wieder unter uns, so würden wahrscheinlich die Meisten vom Christenthum abfallen.

Tiefe Wahrheit lebt in der scheinbar so grausamen Ansicht, es sei nicht gut, bei Lebzeiten berühmt zu werden. Der Ruhm ist in der That der furchtbarste Gegner des individuellen Lebens. Sterblich und Unsterblich sind nun einmal Gegensätze: vom einen zum anderen Zustande führt, in der Wirklichkeit wie in der Mythologie, nur das Thor des Todes. Das ewige Leben ist mit dem zeitlichen nicht identisch; und gerade deshalb ist es so schwer, von jenem auf dieses Schlüsse zu ziehen, dieses nach jenem zu werthen.

Hermann Graf Kenjerling.



Ein Abschiedsbrief.

Nis ich gestern abends unangemeldet in das Zimmer meines Freundes Ewald trat, bot sich mir ein Anblick, der mir das Begrüßungswort auf den Lippen erstickte. Bei sinkender Tageshelle saß Ewald am Schreibtisch und schrie; und während seine Hand die Feder führte, strömten aus seinen Augen große, schwere Thränen in endloser Reihe die Wangen herab.

„Um Gottes willen, Ewald, was ist Dir?“ fragte ich und ging auf ihn zu. Er hatte kein Wort der Entgegnung; mit stummer Geberde winkte er mir, ihn ungestört zu lassen, einen Sitz zu nehmen und zu warten.

Verkommen that ich nach seinem Wunsch und nahm fern von ihm in einer ganz dämmerdunklen Ecke Platz. Aber die Blicke vermochte ich nicht von ihm zu wenden; und so saß ich, wie er schrieb und schrie und unaufhaltsam die Thränen einander folgten und auf die Blätter herniederfielen. Dann endlich vernahm ich ein wehes Aufschluchzen und sah Ewald sich erheben. Er wischte sich die feuchte

Spur von den Wangen und bedeckte einen Augenblick lang das Antlitz mit den Händen. Dann sah ich, daß ein Zittern seinen Leib durchzog, daß er sich jäh schüttelte und endlich völlig aufrichtete. Nun schritt er auf mich zu. „Es ist vorbei“, sagte er mit heiserer, thranenschwerer Stimme. „Guten Abend!“

Ich sprang auf. „Um Gottes willen, Ewald, was ist Dir denn geschehen? Ich habe Dich nie weinen gesehen, ich hätte nie gedacht, daß Du . . .“

„Weinen könntest?“ Er lachte. „Du siehst: ich kann.“

„So erkläre mir doch! Kann ich Dir vielleicht helfen? Kann ich . . .?“

Wieder unterbrach er mich. „Ich danke Dir, lieber Freund. Du vermagst nichts daran zu ändern.“ Ich stand stumm und ratlos.

Da sagte er mit felsam ruhiger Stimme: „Du weißt ja, wie ich sie geliebt habe.“

„Habe?“ fragte ich.

„Ja. Es ist vorbei. Sie betrügt mich seit bald zwei Wochen. Heute habe ich Gewißheit erlangt.“

„Aber dann weine ihr doch nicht nach, Ewald! Ich weiß ja, daß Trostesworte und Vernunftpredigten in solchen Fällen machtlos sind und schlechten Klang haben. Aber . . . Mein armer Freund!“

„Glaubst Du, daß ich ihr nachweine? Ich glaube nicht. Ich weiß nicht. Ich möchte glauben, daß ich um mich weine. Jetzt eben habe ich ihr meinen Abschiedsbrief geschrieben.“

„Du liebst sie noch?“

„Nein. Ich glaube es nicht.“

„Ich fürchte es.“

„Nein. Sieh selbst, ob Du Grund zur Furcht hast! Lies den Brief!“

„Nein, Ewald. Das kann ich doch nicht.“

„Du kannst es ruhig. Hier, zünde das Licht an und lies und laß mich in dessen träumen!“ Er warf sich auf ein Sofa.

Zögernd ging ich an den Schreibtisch, zögernd nahm ich die Blätter. Seite um Seite beschriebene und so manches Wort vom strömenden Herzensnaß verwischt. Ich zündete das Licht an und begann schweren Herzens, zu lesen.

„Im ersten Morgengrauen (noch rangen Tag und Nacht um die Erdenherrschaft) erwachte ich heute. Eine schreckvolle Unrast schlug in meiner Brust und trieb mich unwiderstehlich vom Lager. Ich erhob mich, kleidete mich an und eilte ins Freie. Planlos irrete ich zuerst durch die Straßen der Stadt; keines Gedankens mächtig, keines Gefühles fähig. Blötzlich sah ich vor mir einen alten Mann, der müde sich dahinschleppete. Hinter sich her zog er einen Sack und häufig bückte er sich; er schien Etwas aufzuheben, das er in den Sack warf. Ich folgte dem Manne und wunderte mich, daß ich, so oft er sich auch bücken mochte, nie wahrnehmen konnte, was er aufhob und in den Sack warf. Etwas mußte es sein; denn von Mal zu Mal schien der Sack voller und schwerer zu werden. Nachdem sich der Mann, der grau gekleidet war und einen langen grauen Bart trug, wohl zwanzigmal und mehr gebückt hatte, schien mir der Sack bis zum Rande gefüllt. Von Neugier getrieben, näherte ich mich dem Alten und sprach ihn an. „Was sammelt Ihr da, Vater?“ Er sah mich aus grauen, scharfen Augen prüfend an. „Mir war, als blide er mir bis ins Herz hinein. Dann schüttelte er das Haupt. „Eures habe ich wohl auch schon eines Tages hier aufgelesen, will mir scheinen“, sprach er.

Ich verstand nicht. „Was meint Ihr?“ fragte ich.

„Zwölfmal im Jahre gehe ich nachts durch diese ganze Stadt und lese sie auf. Heute mag ein Halbtausend da drinnen sein.“ Er wies auf den Sack.

Seine Worte wurden mir immer räthselhafter. „Ein Halbtausend? Was meint Ihr?“

Er nickte. „Kommt mit mir, junger Herr! Ich wills Euch zeigen. Wird Euch heilsam und lehrreich sein. Kommt! Mein Rundgang ist beendet; ich gehe heimwärts. Da, nehmt meinen Arm, damit Ihr mir folgen könnt!“

Er faßte mich am Arm, den ich ihm willig überließ. Und da schwanden mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem hohen, weiten Raum. Ich konnte nichts genau unterscheiden; doch schien mir der Raum eine unterirdische Trupfsteinhöhle. In einer Ecke gewahrte ich Etwas, das mich an eine Schmiedeeispe gemahnte. Ein schlummerndes Feuer schien mir dort zu glimmen. In der Mitte des Raumes sah ich nun den Alten. Er stand vor einem gewaltigen Tisch aus dunklem Erz. Und von hoher Wölbung herab hing mitten auf dem Tisch hernieder eine mächtige Waage. Sie schien mir aus edlem Metall, aus lauterem Gold. In der einen Schale stand ein Gewicht von wunderbarer Form.

„Wo bin ich?“ fragte ich endlich.

„Wir sind im Herzen der Erde, junger Herr.“

„Und was treibt Ihr hier?“

„Was meines Amtes ist. Kommt her! Seht zu!“

Ich schritt zu ihm hin. Er hob den Sack, der neben ihm stand, empor und murmelte dabei: „Nicht viel drin. Lauter schlechte Waare, leichte Waare!“ Und nun schüttete er den Inhalt des Sackes auf dem Tisch aus.

Ich schrie auf. „Das sind ja Menschenherzen“, rief ich entsetzt.

„Ganz richtig, junger Herr. Es sind Menschenherzen. Herzen, die auf den Straßen der Stadt verloren werden oder in Gärten und Höfen. Unmonatlich einmal komme ich nachts und sammle die verlorenen Herzen.“ Er nickte mir, während er sprach, freundlich lächelnd zu und stellte den Sack wieder auf die Erde.

„Was thut Ihr mit diesen Herzen? Was ist Euer Amt?“ forschte ich.

„Blickt nur her! Ich wäge sie.“

„Nach welchem Wiegemah?“

Er deutete auf das Gewicht. „Nach dem Gewicht eines Durchschnittsherzens.“

„Und dann?“

„Dann? Ihr werdet ja sehen.“

Er schüttelt vernahm ich seine Worte; angstvoll beklommen sah ich ihm zu. Herz um Herz nahm er in die Hand, Herz um Herz legte er auf die leere Waagschale. Und fast nie stieg die Schale mit dem Durchschnittsherzen. Fast immer war das gewogene Herz leichter als das Gewicht. Jedes dieser leichten Herzen nahm der graue Wäger und warf es mit seltsamem Geschick in weitem Bogen dorthin, wo ich das Schmiedefeuer zu sehen geglaubt. Und jedesmal vernahm ich dort ein Knistern, sah eine trübe Flamme emporzuden und schwärend ersterben.

„Was thut Ihr?“ fragte ich bang.

„Sie müssen verdorren, versengen, Asche werden, diese leichten Herzen; sonst ist des Unheils kein Ende.“

„Wie?“

„Tretet näher! Seht Euch dieses Herz an! Seht, was es so leicht macht! Der Stich eines Wurmes. Es giebt viele Würmer, die so in die Herzen stechen. Aber jeder Wurmsstich macht sie leicht. Würfe ich diese leichten Dinger nicht ins Feuer, so gäbe es ihrer bald noch tausendmal mehr. Eine ansteckende Seuche ist der Wurmsstich. Es giebt ohnehin der wurmsstichigen schon mehr als genug.“

Und der Alte wog und wog. Bei jedem Herzen, das er in die Schale legte, wünschte ich inbrünstig, es möge sich schwer erweisen, weltenschwer. Aber als der Alte das Halbtausend gewogen hatte, lagen nur neun Herzen auf dem Erzisch; alle anderen waren ins Feuer geworfen.

„Was nun mit diesen Herzen?“ forschte ich.

„Seht sie Euch an! Seht: vier Männerherzen und fünf Frauenherzen. Hier, dies Herz ist das eines Bettlers, dies ein Dichterherz, dies hat ein Arzt verloren und dies ein junger Priester. Und seht die Frauenherzen! Das Herz einer schönen, jungen Prinzessin, das eines kleinen, schlichten Bürgermädchens, dies das Herz einer Dirne und dies das Herz einer Greisin. Da giebt es viel Unglück und Verderben, viel Leid und Kummer und wenig Glück. Vier dieser Herzen gehören zusammen, die anderen fünf sind einzeln. Die Dirne und der Arzt werden ein Paar sein und ihr Glück finden. Der Priester und die Prinzessin werden namenloses Leid tragen und ins Verderben stürzen.“

„Was thut Ihr nun mit diesen Herzen?“

„Ich vergrabe sie im Herzen der Erde. Denn was die Erde empfängt, geht nicht verloren. Nichts von diesen Herzen soll und wird verloren gehen. Kommt! Ihr könnt mir zusehen.“

Etwas wie eine dange Ahnung trieb mir noch eine Frage auf die Lippen. „Habt Ihr aber gut nachgesehen, ob der Sack leer ist?“

„Ihr könnt ja selbst nachsehen!“

Ich hob den Sack. Er war federleicht. Trotzdem griff ich hinein. Und da faßte meine Hand noch ein Herz, ein leichtes, leichtes Herz. Ich zog es hervor und legte es auf den Tisch. Und da ich es ansah, schrieb ich gellend auf: „Ich kenne dieses Herz!“

„Nag sein,“ jagte der Alte gleichmüthig. „Viel Gutes kennt Ihr da wohl nicht. Denn es ist leichter als irgendeins. Doch wir wollen auch dieses wägen.“

Ich zitterte an allen Gliedern. „Das Herz ist mein,“ schrieb ich.

„Euer Herz? Nein! Das ist ein Frauenherz. Außerlich ein schönes Herz. Wohl eine sündig schöne Frau, die es verlor.“ Er legte es auf die Schale.

Ich stürzte auf ihn zu. „Nicht wägen!“ schrieb ich bang und flehentlich. „Ich will nicht wissen, will nicht sehen.“

Aber es war zu spät. Da knifferte es, da zischte eine trübe, trübe Flamme; und verdorrt war das leichte Herz meiner Liebsten.“

Ich hatte gelesen und blickte nun Ewald an. Jetzt rannen auch mir die Thränen herab.

„Diesen Brief sende ihr nicht, Ewald; sie verdient ihn nicht.“

Er lächelte wehmüthig. „Sie verdient ihn, jaßt sie und nur sie. Denn sie hat ihn mir geschenkt.“

Wien.

Friedrich Werner von Desteren.



Die Schlacht bei Auerstedt.

Vierzehnter Oktober 1806.

Journal historique de la campagne de Prusse en 1806, faite par le troisième Corps de la Grande Armée.“ Dieser amtliche Bericht auf Grund der Tagesbefehle und Rapporte der einzelnen Truppentheile wurde redigirt durch den Genieoberst Thadée-Louis Le Grand, dessen Name durch die Ueberumpelung von Bergen-op-Zoom im Jahr 1814 berühmt wurde. Marschall Davout erklärte die Darstellung für „exakt“ und unterzeichnete sie laut einem Begleitschreiben an den französischen Kriegsminister Grafen d'Hunembourg zu Erfurt am neunzehnten Januar 1809. Das bisher jungfräuliche Dokument erscheint als die bedeutendste Quellschrift über die Schlacht von Auerstedt; sie war weder dem Geschichtschreiber des Ersten Kaiserreiches, Adolp Thiers, noch sonst einem französischen Historiker oder Militärschriftsteller bekannt; denn sie ruhte (von der Eifersucht des Ersten und des Dritten Napoleon wohl behütet und später vergessen) bis zum Sommer 1895 tief begraben im Archiv des Kriegsministeriums zu Paris.

Vor den Enthüllungen dieses historischen Tagebuches über den Feldzug gegen Preußen im Jahr 1806 erblaßt der Feldherrnruhm Napoleons des Ersten am Tage von Jena. Vor die Einzelgefechte an der Saale, wo Napoleon mit weit überlegenen Streitkräften die schlecht postirten Truppen Hohenlohes und Müchels überaschte und mühelos niedermachte, drängt sich die in großem Stil geleitete Schlacht von Auerstedt: 25 500 Franzosen gegen 70 000 Preußen. Die Legende von den minderwerthigen Unterfeldherren des Korps, die der Gefangene von Saint Helena mit so viel Scharfsinn anlegte und ausspann, wird durch dieses Tagebuch abgethan. Der Marschall Davout erweist sich am Tage von Auerstedt als Taktiker ersten Ranges. Die ersten (und einzigen) Auszüge aus dem „Tagebuch“ veröffentlichte das erste Jahrbuch der Revue de Paris 1895. Für Deutschland zieht erst die „Zukunft“ dieses Altentwurf ans Tageslicht und stellt es zur öffentlichen Erörterung.

Vierzehnter Oktober. — Das Dritte Armee-corps, beschränkt auf seine eigenen Streitkräfte und bestehend aus drei Divisionen Infanterie und drei Regimentern Jäger zu Pferde mit zusammen 26 000 Mann Kombattanten, hatte gegen ein Heer zu kämpfen, das unter dem Befehl des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunschweig sich aus 54 000 Mann trefflich eingezogener Infanterie und mehr als 12 000 Mann Kavallerie zusammensetzte; diese Kavallerie genoß einen hohen Ruf im militärischen Europa.

Das Gelände jenseits von der Saale steigt zu hübschen Hochebenen empor, die hier und da von einigen Bächen, kleinen Schluchten und Höhlwegen durchschnitten werden und worauf eine große Anzahl von Dörfern ausgestreut ist. Gegen Norden sind diese Ebenen von mächtigen Berghöhen mit Gehölz begrenzt. Die Saale ist nicht leicht zu durchwaten. Die große Straße von Naumburg nach Weimar und Erfurt geht über Kösen, wo eine steinerne Brücke über die Saale führt.

Nachdem der Fluß überschritten ist, muß man sofort einen steilen und langen Abhang emporsteigen, um auf die Ebene von Hassenhausen zu gelangen. Dieses Defilé war von dem Dritten Corps zu überwinden; denn es gab keinen anderen Weg nach Erfurt als den über Auerstedt und Apolda; so hatte es auch der Kaiser

angeordnet. Es war darum wichtig, möglichst rasch das obere Ende dieses jähen Aufstieges zu erreichen, um sich entwickeln zu können.

Nach dem in der Nacht ausgegebenen Befehlen des Marschalls wurde in Rücksicht auf die weite Entfernung der Ersten Division das Dritte Corps (genau wie das preussische Heer) vom linken Flügel aus in Bewegung gesetzt. Der General Gudin überschritt mit seiner Dritten Division die Saale auf der Köfener Brücke um halb sieben Uhr früh, während das Infanterie-Regiment Nr. 25 des Oberst Cassagne, dem eine Schwadron des Ersten Regiments der Reitenden Jäger voranritt, den steilen Aufstieg überwunden hatte und sich auf der Hochebene ausbreitete.

Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch hatte sich ein so dichter Nebel erhoben, daß man auf Pistolenschußweite die Gegenstände nicht zu unterscheiden vermochte. Die Zweite und Erste Division waren gleichmäßig schon um vier Uhr früh in Marsch gesetzt worden, damit sie rechtzeitig zur selben Brücke gelangten. Der Herr Marschall gab seinem ersten Adjutanten, dem Oberst Burde, den Befehl, mit einer Abtheilung des Ersten Jägerregimentes zu Pferde unter dem Kommando des Rittmeisters Hulot vorzugehen und durch ein Schirmzügen sich sichere Anhaltspunkte über die Stellung des Feindes zu verschaffen. Oberst Burde sah sich, nachdem er zuvor weder auf Vorposten noch auf Feldwachen gestoßen war, plötzlich der feindlichen Vorhut unter dem Befehl des Generals Blücher gegenüber. Hier befand sich der König in Person. Bei Hassenhausen kam diese Vorhut zum Stehen, als sie die französische Abtheilung aus dem Nebel austauschen sah. Oberst Burde, der mit Pistolenschüssen die preussischen Schwadronen angreifen ließ, hielt mit Kraft den Anprall der zwei Schwadronen vom Regiment Königin aus und machte sogar einige Gefangene, darunter einen Major. Nach Erfüllung seiner Sendung vor den weit überlegenen Streitkräften zurückgehend, brachte er seine Abtheilung unter dem Schutze des Infanterieregimentes Nr. 25 in Sicherheit; das Regiment marschirte in Kolonne rechts von der Chaussee, während die Fünfundachtziger eben so links vorgingen. Der General Gauthier, der diese Brigade kommandirte, erhielt die Weisung, den Angriff der zwei Escadrons abzuweisen, und ließ das Regiment Nr. 25 Carrés bilden.

Als bald rückte der General Blücher mit dem Rest der Vorhut, bestehend aus 600 Reitern, einer leichten Batterie und einem Grenadierbataillon, auf der Straße von Hassenhausen vor; er wurde augenblicklich von der Artillerie des Generals Gauthier, die auf der Chaussee aufgestellt war, mit Heftigkeit beschossen, seine Escadrons und das Grenadierbataillon zerstreut, die Mehrzahl seiner Artilleristen getödtet und die Fahrer in die Flucht gejagt. Sofort stürzten sich zwei Compagnien der Grenadiere und eine der Füsiliere unter der Führung von Gauthiers Adjutanten, dem Hauptmann Lagoublais, unterstützt von der Abtheilung der Reitenden Jäger unter Hulot, auf die preussische Batterie und nahmen sechs Geschütze. Nach diesem ersten Erfolg ging Nr. 25 in Kolonne vorwärts auf dem Weg nach Hassenhausen. Der Feind wollte aus der Isolirung dieses Regiments Nutzen ziehen und es hatte darum einen neuen Angriff der Kavallerie auszuhalten. Das Feuer einer feindlichen Batterie wirkte belästigend; der Bataillonkommandant Saint-Jaust stürmte darum mit vier Compagnien gegen die Geschütze vor und nahm sie.

Inzwischen war die gesammte Dritte preussische Division (die von Schmettau) mit einer unübersehbaren Reitermasse hinter Hassenhausen in Schlachtlinie angeordnet; der Feind vereinigte seine Streitkräfte im Angriff auf das Regiment 25, das vor

dem Eingang und ein Wenig zur Rechten dieses Dorfes stand. Als der Herr Marschall seine rechte Flanke von der preussischen Kavallerie überflügelt sah, fürchtete er, umgangen und eingeschlossen zu werden, und befahl, um die Vereinigung seiner Streitkräfte zu ermöglichen, dem General Petit, Nr. 25 mit dem Vinieninfanterieregiment Nr. 21 unter dem Befehl des Obersten Decous zu Hilfe zu kommen und diesem das zwölfte Vinieninfanterieregiment des Obersten Bergès in Staffelform folgen zu lassen. Zur selben Zeit ließ der Herr Marschall zehn Geschütze vorrücken.

Dieser Aufmarsch erfolgte unter dem lebhaftesten Feuer, während der General Blücher sich an der Spitze von fünfundsanzig Escadrons zwischen Spielberg und Punscherau in Marsch setzte. Als der Nebel zerflog, sah er, daß er der Nachhut der französischen Infanterie auf den Fersen war; er zauderte keinen Augenblick, mit allen seinen Kräften anzugreifen; aber die auf Befehl des Herrn Marschalls eiligst in Carrés formirten Bataillone empfingen aus nächster Nähe mit Ruhe die zahlreichen Reiterhaaren, während der Herr Marschall und die Generale Gudin, Gauthier und Petit sich von einem Carré zum anderen begaben. Auch nicht ein einziges Carré wurde gesprengt, obwohl der General Blücher unaufhörlich zum Angriff zurückkam. Endlich, nach enormen Verlusten (Blücher selbst wurde das Pferd unterm Leibe getödtet und er hatte kaum Zeit, das seines Trompeters zu besteigen), wurde er in die allgemeine und regellose Flucht seiner Kavallerie mit hineingerissen, die bis Eckartsberga zurückging.

Während die drei Regimenter der Division Gudin anderthalb Stunden lang mit so viel Unerfrodenheit und Erfolg den Streitkräften der preussischen Kavallerie und der Division Schmettau widerstanden, sah das Regiment Nr. 85 unter dem Befehl des Obersten Biala, das links vom Dorfe Hassenhausen, unterstüzt von zwei Geschützen von 8", hielt, wie direkt vor ihm ein Theil der Division Orange sich entwickelte, während gleichzeitig die Zweite Division (die von Wartensleben) gegen seinen linken Flügel marschirte.

Der General Friant kam an der Spitze der Zweiten Division gegen halb neun Uhr auf der Höhebene an, indem er in Bataillonfront vordrang, das Infanterieregiment 111 als Vorhut. Der Herr Marschall sandte den Genieobersten Loufard ab, um es rechts von der Division Gudin aufzustellen. Dieses Regiment kam direkt einer feindlichen Batterie von sechs Geschützen gegenüber zu stehen, welche die Bewegungen der Zweiten französischen Division stark belästigten. Der Herr Marschall gab darum dem Infanterieregiment 108 den Befehl, sie zu nehmen. Das war für das Zweite Bataillon unter der Führung des Obersten Gigonet das Werk eines Augenblickes, während gleichzeitig das Erste Bataillon den Feind aus dem Dorfe Spielberg verjagte, wo seihen von Poppel her die Brigade des Prinzen Heinrich von Preußen von der Division Orange (Erste preussische) ankam. Die andere Brigade der selben Division Orange war links von der Dritten preussischen Division (Schmettau) aufmarschirt. Prinz Heinrich drohte, den rechten Flügel der französischen Armee zu umgehen; der Herr Marschall empfahl darum dem General Friant, sich ja nicht überflügeln zu lassen. Der General brachte deshalb unter dem Befehl des Generals Rister die Regimenter 33 und 48 rechts von Spielberg zur Aufstellung und sandte vier Compagnien unter Führung des Geniehauptmanns Renissier ab, um das Gehölz rechts (von Spielberg) abzuken und den Feind daraus verjagen zu lassen, was mit bestem Erfolge geschah. Die gesammte Kavallerie des Dritten

Corps wurde auf dem äußersten rechten Flügel postirt und griff rechtzeitig die preussischen Bataillone an, die durch unsere Infanterie erschüttert waren. Die Kavallerie ersetzte ihre schwache Zahl durch Muth und gute Haltung.

Während die Ankunft der Division Friant der französischen Armee auf dem rechten Flügel für kurze Zeit eine kleine Ueberlegenheit schuf, widerstand mit hartnäckigem Muth die Division Gubin fortdauernd dem an Zahl unermeßlich überlegenen Feinde. Das Regiment 85 mit zwei Geschützen stand allein zur Linken auf der Höhe von Hassenhausen. Es kämpfte seit langer Zeit gegen weit überlegene Kräfte und mußte bald erdrückt werden. Der Herr Marschall schickte ihm darum Nr. 12 zu Hilfe und ließ das Dorf Hassenhausen durch Nr. 21 vertheidigen, beide von der Brigade Petit, der selben, die vor Ankunft der Division Friant mit so viel Erfolg gegen die preussische Kavallerie und gegen die Division Schmettau gekämpft hatte. Kaum hatte jedoch Nr. 12 hinter Hassenhausen die große Landstraße nach Erfurt überschritten, als es von so überlegenen Streitkräften angegriffen wurde, daß die Division Gubin, in der linken Flanke gefaßt, unterlegen wäre, wenn nicht die Erste Division des Generals Morand im Lauffschritt herbeigeilt wäre. Der Herr Marschall hatte ihm den Befehl geschickt, augenblicklich sich an den linken Flügel der Division Gubin anzulehnen. Nr. 13, leichte Infanterie, marschirte mit zwei Kanonen an der Spitze. Der General d'Honnieres, der dieses Regiment führte, ließ ein Bataillon in Kolonne formirt, das andere ausgeschwärmt gegen den Kirchthurm von Hassenhausen vorrücken, das von der Dritten Division geräumt wurde, indem sie sich nach links wandte. Der Feind hatte eine von großer Truppenzahl gedeckte Batterie vor diesem Dorf aufgeföhren. Er wurde von Nr. 13 zurückgetrieben und über das Dorf hinaus verfolgt; aber dieses Regiment entfernte sich in der Hitze allzu weit vom Rest seiner Division und stürzte dabei mitten in solche Uebermacht, daß es zum Rückzug gezwungen wurde und auf der Höhe der Dritten Division links hinter dem Dorf Stellung nehmen mußte. Das spielte sich morgens gegen halb elf Uhr ab.

Gleichzeitig marschirten die übrigen Bataillone der Ersten Division in Kolonne auf große Distanz und in bester Ordnung zur Front inmitten der preussischen Escadrons, die von Neuem die Hochebene übersflutheten. Die Regimenter Nr. 51 und 61 unter der Leitung des Generals Debilly bogen links ab. Der General Brouard folgte mit Nr. 30 dem Manöver des Generals Debilly so, daß er die Spitzen seiner Kolonnenzüge in die Zwischenräume der ersten Linie hineinschob. Das Erste Bataillon von Nr. 17 unter dem Befehl des Oberst Lanusse stützte seine linke Flanke an die Saale, indem es den Abhang am rechten Ufer dieses Flusses entlang zog. Der Marschall hatte die Artillerie im Mittelpunkt dieser Division postirt.

Die Erste Division hatte kaum die große Heerstraße überschritten, um die Hochebene links von Hassenhausen im Angesicht der Zweiten preussischen Division (Bartensleben) zu gewinnen, als sie von der Kavallerie dieser Division angegriffen wurde, die von einem starken Kavalleriecorps des Prinzen Wilhelm von Preußen verstärkt worden war. Dieser Prinz griff wiederholt mit Bravour die Division des Generals Morand an, aber alle Truppentheile empfingen ihn in Carréform regelmäßig mit kaltem Blut unter den Rufen: „Vive l'empereur!“ Erst nach schwerer Verwundung zog der Prinz seine Kavallerie hinter die Infanterie zurück. Auch der Herzog von Braunschweig war schon lange vorher hinter dem Dorf Hassenhausen tödtlich ver-

wundet worden; eben so der General Schmettau. Dennoch dauerte das Feuer auf der ganzen Linie mit der allergrößten Heftigkeit fort.

Die Division des Generals Gudin, obwohl durch den so lange und allein ausgehaltenen Kampf äußerst geschwächt, verteidigte sich noch vortheilhaft auf der Höhe von Hassenhausen, bis der General Friant mit dem Gros seiner Division den Feind umging, indem er zwischen Spielberg und Bestwar vorstieß und schon den linken Flügel der Preußen durch seine gut posirte Artillerie belästigte. Der rechte Flügel der Division Morand gewann Terrain: Nr. 61 unter den Befehlen des Generals Debilly und des Oberst Nicolas griff den Eingang der Schlucht an, die nach Hehehausen führte. Sie war durch eine zahlreiche Infanterie mit vielen Kanonen verteidigt. Der Angriff war fürchterlich, beide Theile auf Pistolenschußweite an einander. Das Kartätschenfeuer riß in die Reihen Löcher, die sich sofort wieder schlossen; jedes Mäander der Einundsechziger zeichnete sich auf dem Boden ab, der mit den braven Gefallenen bedeckt wurde. Endlich wurde der Feind überwältigt, der, in Unordnung fliehend, seine Geschütze zurückließ.

Jetzt mußte das Infanterieregiment Nr. 51 unter dem Befehl des Oberst Bailie, obwohl von der preußischen Artillerie hart mitgenommen, einen neuen Stoß der preußischen Kavallerie, verstärkt durch Infanterie, aushalten. Das Zweite Bataillon mit dem General Brouard und dem Oberst Salterre an der Spitze stürzte sich auf eine Batterie und wies eine starke Kolonne zurück, die aus einem Hohlweg hervorbrach, der rechts von Hassenhausen nach Hehehausen führt. Während so alle feindlichen Streitkräfte den Vormarsch der Franzosen auf Hehehausen nicht aufzuhalten vermochten, kamen die Jäger von Weimar, das Bataillon von Oswald, die Regimenter der preußischen Garde und ein Theil der Reserve von Sonnendorf her auf jene Höhen am linken Flußer herauf. Der König von Preußen wollte mit einer letzten Anstrengung den linken Flügel unserer Ersten Division zurückwerfen; er hoffte, dadurch unsere Infanterie in der Flanke und im Rücken zu fassen, die gegen Hehehausen marschirte. Der Schutz dieser Höhen war Nr. 30 und dem Ersten Bataillon von Nr. 17 anvertraut. Der Herr Marschall sah die gefährliche Bewegung des Feindes und setzte unverzüglich den General Morand davon in Kenntniß. Dieser ließ seine Division-Artillerie vorsehren. Nichts konnte den vereinten Angriffen von Nr. 30, dem Ersten Bataillon von Nr. 17 und dem Artilleriefeuer widerstehen. Die Regimenter der preußischen Garden wurden niedergestreckt; eben so wie ein großer Theil der Ersten preußischen Reserve-division. General Morand säuberte die Höhen oberhalb der Elm und bezog schließlich am letzten Höhenrand, gegenüber dem Thälchen mit der Mühle an der Emse, eine überaus starke Stellung auf einem Ausläufer des Höhenzuges, von wo aus er die ganze Umgebung beherrschte. Hier ließ er unverzüglich seine Artillerie Stellung nehmen und mit ihrem Feuer die preußische Armee in der Flanke fassen. Gleichzeitig hatte der General Friant mit der Zweiten Division auf der Höhe rechts von Poppel den linken Flügel des Feindes umgangen.

Lange Zeit hatte der General Friant um Spielberg gekämpft; nachdem er den Ort besetzt hatte, befahl er dem General Lochet, mit Nr. 108 auf Poppel zu marschiren. Dieses Regiment, unter dem Kommando des Oberst Higonet, nahm auf dem Vormarsch dem Feind eine Fahne, mehrere Kanonen und eine große Anzahl Gefangener, während die erste Sappeurcompagnie unter dem Befehl des Haupt-

manns Brabeau gleichzeitig im Lauffschritt auf der Heerstraße herbeieilte und damit den Feind in jenem Dorfe umzingelte, sich den Weg mit der Bayonnette mitten durch die feindliche Masse bahnte, durch diesen kühnen Angriff die zu Hilfe eilenden Preußen zurückschleift und dadurch mehr als tausend Feinde zwang, die Waffen zu strecken. Die feste Haltung von Nr. 48, das auf unserem rechten Flügel stand, raubte dem Feind alle Hoffnung, uns auf dieser Seite umgehen zu können. Sein Oberst Barbanègre gewann langsam Terrain, eroberte zwei Kanonen und machte viele Gefangene, darunter zwei Stabsoffiziere.

Die Erfolge auf beiden Flügeln bewogen den Herrn Marschall, das Centrum vorrücken zu lassen. Die Division Gudin nahm das Dorf Laugwitz und drang vor, bis sie endlich auf der Höhe der Ersten und Zweiten Division stand.

Mittags halb um ein Uhr begann die preussische Armee auf der ganzen Linie zu weichen. Schlag ein Uhr räumte sie die Höhen von Hassenhausen; der Rückzug war so vollständig, daß der General Kaldreuth nicht einmal sich seiner Reserven zu bedienen vermochte. Diese starke Reserve (bestehend aus den Divisionen Arnim und Kügnheim) hielt seit Beginn der Schlacht zwischen Auerstedt und Gernstedt auf der Höhe von Sulza. Von dort waren die Regimenter der Garde und ein Theil der Reserve, insbesondere die Kavallerie, abgesandt worden zur Unterstützung des Centrums und des rechten Flügels der preussischen Armee, hauptsächlich aber, um die Erste Division Morand in der linken Flanke zu umgehen, während sie längs des linken Saaleufers emporstieg. Der Rest dieser Reserve hatte noch nicht am Kampf Theil genommen und wurde verstärkt durch ein Bataillon der Grenadiere Knebel von der Division Orange, das an jenem Tage die Trainwache hatte. Dieses Bataillon stieß zum Regiment des Prinzen August und zu dem Rheinabens; der König bildete aus diesen Streitkräften eine Grenadierbrigade unter dem Kommando des Prinzen August.

Der General Kaldreuth zog sich nun auf die Höhen hinter Laugwitz und Hehehausen zurück; er hatte vor seiner Front jetzt den Bach, der von Poppel nach Hehehausen fließt. Die neu gebildete Brigade des Prinzen August bildete seinen linken Flügel. Alles, was an Kavallerie der unermüdete General Blücher zusammenzubringen vermocht hatte, stand auf seinem rechten Flügel. So präsentirte der General Kaldreuth immer noch eine höchst imponirende Front, während drei geschlagene preussische Divisionen das Schlachtfeld in Unordnung verließen und auf der Höhe von Hassenhausen den größten Theil ihrer Artillerie preisgaben.

Der General Kaldreuth, durch das Thalähen und den Bach von der reichen Armee getrennt, hielt eine Weile an dieser Stellung fest; als er sich jedoch rechts durch den General Morand umgangen sah, der mit seiner Artillerie von der überlegenen Höhe der Emser Mühle aus die ganze Ebene bestrich, und gleichzeitig auf dem linken Flügel durch die Artillerie des Generals Friant von dem Hügel oberhalb Poppel scharf und mit Erfolg beschossen wurde, zog er sich langsam hinter Gernstedt in seine ursprüngliche Position zurück.

Der Herr Marschall hatte sich von der Ersten Division mit seinem Generalstabschef Daultanne zur Dritten Division begeben und entsandte diese auf den links gelegenen Theil der Hochebene vor Edartsberga, wo sie sich zur Schlacht formirte; dort gab er dem General Witt den Befehl, die Hochebene mit vierhundert erkorenen Mann von Nr. 21 und 12 zu stürmen. Unter heftigem Artillerie- und Gewehrfeuer

nahm diese Truppe (mit größter Schnelligkeit) die Höhe mit den Bayonnettes, während der Brigadegeneral Grandeau die rechte Seite dieses Berges mit Nr. 111 erstürmte, hinter ihm General Frelant mit seiner Division. Der Feind vermochte diesem eben so kühn wie überraschend durchgeführten Angriff, der äußerst geschickt geleitet war, nicht zu widerstehen und gab die außerordentlich schöne Stellung, seine letzte, in so kopfloser Flucht auf, daß er zwanzig Kanonen im Besitz des Generals Petit ließ. Er wurde verfolgt bis jenseits des Gehölzes und Schlosses von Eckartsberga, wo endlich um halb fünf Uhr nachmittags die Heldenthaten dieses denkwürdigen Tages ihr Ende nahmen.

Der König von Preußen, der sich stets im dichtesten Getümmel befindend und dem ein Pferd unterm Leibe getödtet wurde, hoffte noch, seine Vereinigung mit der Armee des Prinzen Hohenlohe und dem Armeecorps Rüchel erreichen zu können. Er wußte um Abend noch nicht, daß genau am selben Tage Beide vollständig durch den Kaiser bei Jena vernichtet worden waren. So gab er Weimar als den allgemeinen Sammelpunkt an.

General Kalkreuth bemühte sich noch einmal, seine Truppen zu sammeln, folgte mit dem Gros seiner Reserve aber bald der preussischen Armee in der Richtung nach Weimar. Der Herr Marschall konnte, mit seinen drei Divisionen und drei schwachen Kavallerieregimentern, in denen jeder Mann mitgekämpft hatte, die noch immer um das Dreifache an Zahl stärkere Armee des Czerners leider nicht mit dem wünschenswerthen Nachdruck verfolgen. Doch blieb auf seinen Befehl General Bialanows dem Feind auf der Ferse und vermochte ihn bis zu dem vom Kaiser bezeichneten Punkt, links von Apolda und der Saale, zu treiben; nachdem er bei diesem Manöver noch Gefangene gemacht und Kanonen erbeutet hatte, bivouakierte er bei Buttstedt, vier Stunden vom Schlachtfeld entfernt, mit seinen drei Reiterregimentern in buntem Durcheinander mit den Trümmern des Preußenheeres. Das Zweite Bataillon von Nr. 17, das von der löwen Brücke herbeigerufen und mit den Vorposten vorgeführt wurde, sammelte noch viele Geschütze und Gefangene.

Dieser Tag kam den Preußen theuer zu stehen. Außer dem Herzog von Braunschweig und dem General Schmettau, die schon am frühen Morgen tödtlich verwundet worden waren, sind mehrere Generale gefallen. Der achtzigjährige Feldmarschall Moellendorff wollte trotz seiner Verwundung das Schlachtfeld nicht verlassen. Des Königs Brüder und die Mehrzahl der übrigen Generale wurden verwundet. Einem zuverlässigen Werk entnehmen wir die folgenden Ziffern getödteter und verwundeter Offiziere: Division Orange 107 Offiziere, Division Wartensleben 98 Offiziere, Division Schmettau 80 Offiziere, die beiden Reserve divisionen 30 Offiziere. Insgesammt 324 Offiziere. Rechnet man dazu die Verluste der Kavallerie, so kommt man auf 486 tote und verwundete Offiziere; 10 000 Mann wurden außer Gefecht gesetzt und dazu 3000 gefangen. Der Feind verlor außerdem viele Fahnen und 115 Kanonen. Die gesammte Artillerie des Dritten französischen Corps, die Reserve inbegriffen, bestand aus nur 44 Geschützen von verschiedenem Kaliber. Der König von Preußen wußte nicht, wohin sich wenden, um nicht in die Hände des Kaisers zu fallen.

Die Verluste des Dritten Corps waren groß. Beinahe sämtliche Truppenführer, Brigadegenerale, Obersten und Bataillonkommandanten waren gefallen oder schwer verwundet, den meisten Generalen und Generalstabsoffizieren die Pferde

untern Weibe getödtet. Insgesammt verloren wir 252 Offiziere, 6581 Unteroffiziere und Soldaten. Rechnet man dazu die Verluste der Kavallerie, Artillerie, Genietruppen, des Generalstabes und der Feldgendarmen, so kommt man zu dem Ergebniß, daß ein volles Drittel außer Gefecht gesetzt worden ist.

Das ist (mit unwesentlichen Kürzungen) der amtliche Bericht des Genieobersten Thadée-Louis De Grand; er besleißigt sich achtbarer Objektivität und anerkennenswerther Klarheit. Die Streitkräfte beider Armeen weisen bedeutende Unterschiede auf. Das Hauptheer Preußens bestand aus 5 starken Divisionen, 12 000 Mann trefflich berittener Kavallerie und 160 Kanonen, dazu die Pioniere und die Stäbe, insgesamt über 70 000 Mann. Das Dritte französische Corps bestand aus 3 schwachen Infanteriedivisionen, knapp 1800 Mann Kavallerie und 44 Geschützen von dreierlei Kaliber, insgesamt 26 000 Mann.

General von der Goltz begründet den Verlust der Schlacht von Auerstedt mit der Angabe, „daß die preussischen Truppen in den entscheidendsten Augenblicken der Schlacht mit der Infanterie in der Minderzahl kochten“. Diese Angabe liefert ein ganz falsches Bild vom Verlauf der Schlacht. Sie begann um halb sieben Uhr morgens, als die französischen Infanterieregimenter 25 und 48 vor Hassenhausen erschienen; die Dritte Division Gudin, bestehend aus vier Infanterieregimentern und einer schwachen Abtheilung Reiterei, widerstand von sieben Uhr morgens bis Neun allen Streitkräften der Division Schmettau, der Vorhut und der weit überlegenen Kavallerie Blüchers. Nach französischer Darstellung erhielt der Herzog von Braunschweig um acht Uhr oder jedenfalls nicht viel später eine tödtliche Wunde, die ihn zur Abgabe des Oberkommandos nöthigte. Damit scheidet der alte Herr also aus der Verantwortung für alle Ereignisse der späteren Stunden. Gegen neun Uhr vormittags jagte dann Blücher mit mehr als 10 000 Säbeln übers Feld. Vom Anbeginn der Schlacht bis zum letzten Schuß war das preussische Heer dem französischen Armeecorps an Geschützen immer und zwar bis zur drei- und vierfachen Anzahl überlegen. Von neun Uhr vormittags an wurde die preussische Uebermacht in allen Waffengattungen getadelt: zur Dritten Division Schmettau flüchten nämlich die Vorhut und die gesammte Kavallerie Blüchers, dazu die Brigade des Prinzen Heinrich von Preußen, die erste Division Orange und die Zweite Division Wartenstein. Das sind 36 000 Mann Infanterie, 12 000 Säbel und mehr als 90 Geschütze. Schon gegen halb zehn Uhr vormittags hatte die Dritte französische Division (Gudin) die Hälfte ihrer Streitkräfte eingebüßt, als endlich die drei Jägerregimenter zu Pferd und die Zweite Division Feint zur Verstärkung heranzückten, um im Centrum und auf dem rechten Flügel mit der größten Mühe die Positionen zu halten. Auf dem rechten Flügel erhielt dadurch der Feind für kurze Zeit ein kleines Uebergewicht über Scharnhorsts Grenadiere; dafür aber drohte dem französischen Centrum die völlige Zertrümmerung; in dieser entscheidenden Zeitspanne standen etwa 12 000 Mann Infanterie, knapp 1800 Säbel und 18 Geschütze auf französischer Seite.

Auch die von Clausewitz seinem Meister Scharnhorst nachgesprochene Meinung, daß die starken Reserve divisionen Kalkreuths mit 18 000 Mann bis gegen zwei Uhr nachmittags untätig bei BERNSTEDT stehn geblieben seien, ist nicht mehr aufrecht zu halten. Scharnhorst wußte Das nicht aus eigener Wahrnehmung; denn

er war schon nach sieben Uhr früh zum äußersten linken Flügel der preussischen Armee geritten und befand sich bis Eins im dichtesten Kampfgewühl. Scharnhorst hat dort dem Feind großen Abbruch gethan. Erst an dem eisernen Widerstande des Regiments Vorbanögve (48), das weit ausholend auf dem äußersten rechten Flügel der französischen Armee erschien, brach sich der Ansturm von Scharnhorsts Grenadiereu, die durch vier Vorstöße dezimirt waren. Weber hier noch im Centrum, das sich nur mühsällig hielt, sondern auf dem rechten Flügel fiel die Entscheidung. Der Preussenkönig war nicht der schwächliche Zauberer, als den ihn Lehmann schildert. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß der König schon bald nach neun Uhr die gesammte Kavallerie und einen Theil der Artillerie beider Reserverdivisionen an die Front schickte; dann aber hat er gegen elf Uhr vormittags mit anerkanntem Eifer die Garderegimenter, die Jäger von Weimar und das Bataillon Ostwald von der Reserve Kalkreuths abgetrennt und dem General Morand von der Ersten Division in seine linke Flanke geworfen; dieser Plan war vortrefflich. Gelang er, so wurden die in Entwickelung begriffenen Brigaden Morands die steilen Abhänge hinunter in die Saale gejagt, das längst wankende Centrum Gudins wurde im Rücken gejagt und der Division Friant die Rückzugslinie nach der böyener Brücke abgeschnitten. Doch dieser Plan scheiterte an der Wachsamkeit des Marschalls Davout, an der tactischen Ueberlegenheit Morands und an den blitzschnellen Bewegungen und der ungestümen Tapferkeit seiner Truppen. Aber auch dieser glänzende Erfolg wurde von den Franzosen mit blutigen Opfern erkauft.

Von vormittags halb elf Uhr bis abends halb fünf Uhr endlich stand das gesammte Dritte Armeecorps Frankreichs mit 25 500 Mann (das Zweite Bataillon des Regiments Nr. 17 war zum Schutz der Brücke von Rösen zurückgeblieben) in ununterbrochenem Kampf wider die preussische Hauptarmee mit 70 000 Mann, die von elf Uhr vormittags bis nach zwei Uhr alle ihre Reserven herangezogen hatte. Der Rest der bis Zwei intact gebliebenen Reserve Kalkreuths betrug kaum mehr als 8 bis 9000 Mann; sie wurden anfangs von den Trümmern der von allen Seiten zurückfliehenden Truppen mitgerissen, retteten sich aber aus dem Wirbel der Fliehenden heraus auf den Höhenzug hinter Laugwitz und Rehehausen und gingen dann in die ursprüngliche Stellung bei Bernhausen zurück. Marschall Davout, der mit großer Vorsicht die Brigade Grandeau der Division Friant als seine letzte Reserve für alle Fälle zurückgehalten hatte, brach mit ihr Kalkreuths Widerstand.

Bei Kuerstede wurden besiegt: das preussische Reglement, der geisttödtende Parade drill, die schleppende Schwertfälligkeit in allen Bewegungen der Fußtruppen, die grausame Disziplin, die mit Stodprügeln und Spießruthen dem „Gemeinen“ zusammen mit der Mannesehre auch jegliches Selbständigkeitsgefühl erfolgreich austrieb, und endlich der Dünkel und die Unwissenheit des in Günstlingwirthschaft hochgekommenen Offiziercorps. Die militärischen Tugenden der Franzosen sind leicht erkennbar: die Schärfe und Klarheit im Ueberblick wie die augenblickliche Entschlußkraft in der Führung vom Marschall bis herunter zum Compagnieführer, die rasche Ausnützung aller Vortheile des Terrains für Angriff und Vertheidigung, die Schnelligkeit und Sicherheit der Bewegungen, der gallische Elan und das jugendliche Feuer der Truppe, die Thätigkeit der selbständig und lähm handelnden Untersführer.

Zwei Künftlertypen. *)

Es sitzen vor einer Schaukel. Auf der einen Seite schwingt der neue freie Künstler, der sich in der Lage befindet, seine subjektivsten Träume in Produktion umzusetzen, und durch manche schöne Fälle die Hoffnung in sich nährt, sich mit der Zeit auch durchzusetzen; auf der anderen Seite der brave akademische, in die Disziplin der Kunst eingereichte Arbeiter, der seine Bestellungen ausführt und, selbst wenn er noch keinen direkten Auftrag besitzt, doch durch die ganze Art seiner Kunst den idealen Besteller, den wartenden Käufer voraussehen darf. Jener ist ein Revolutionär, Dieser ein Beamter. Wir wissen, daß die lebende Kunst sich nicht bloß aus Jenen zusammensetzt, sondern daß die größte Anzahl der unsere Ausstellungen füllenden Maler und Bildhauer aus dieser Gruppe sich rekrutiert, daß sie wirkliche oder heimliche Beamte sind, die nicht schaffen würden, wenn sie nicht die Absicht hätten, zu verkaufen, den Wünschen des Publikums zu dienen, Bestellungen zu effektuieren. Da es ihrer sehr viele sind, haben sie es nicht so einfach. Sie gerathen in einen starken Wettbewerb; und wenn sie dabei kein Glück haben, schlagen sie sich auf die Künstlerbrust. Sie halten sich für die offiziellen Vertreter ihrer Branche und bemitleiden die Anderen wegen ihrer aussichtslosen Einbildung. Sie sind die Fahmenträger der Ueberlieferung, sitzen auf ihren Rechten und kämpfen, wenn es nöthig ist, gegen eine radikale Freiheit. Sie fühlen sich geehrt, wenn sie Minister malen und einen Markgrafen meißeln dürfen. Sie glauben oder machen glauben, daß der Auftrag einer Excellenz besser die Höhe ihrer Kunst beweist als zehn Jahre vergeblichen Wartens. Man kann sie nicht aus der modernen Kunstkultur wegstreichen und ich darf sie an dieser Stelle am Wenigsten ignorieren. Ich darf nicht partiell sein; ich habe Ihnen die Lage der Dinge wahrheitgetreu und ohne Haß und Liebe zu schildern und muß mir fortwährend bewußt sein, die Stange der Schaukel so in der Mitte zu halten, daß sie gut balancirt und Sie das Gefühl haben, den Schwerpunkt der modernen Kunststatik zu treffen.

Darum ist es meine Pflicht, Ihnen von beiden Seiten ein Mustere Exemplar zu entwickeln, die gelungenste Form des Künstlers in jenem und in diesem Sinn vorzuführen und ihren Charakter nicht bloß durch die Kunst, sondern auch durch das Leben leuchten zu lassen, das sich seinen Stil prägt wie das Temperament des Schaffens. Es giebt dazwischen viele Stufen, viele Typen, die auf der Schaukel hin- und herrutschen, bald in der Kunst, bald im Leben, bald im Einen durch das Andere Dilettanten sind und dazu dienen, das Chaos der heutigen Zustände noch mehr zu verwirren.

Der freie Künstler ist seinem Wesen noch improvisirend. Ein Reiz trifft ihn aus der Natur, Felder mit Arbeitern, Kinder in Gärten, Brücken über Klüften, verschneite Flußufer, weiße Häuser unter Kastanien: und er giebt sich rücksichtslos und rüchichtslos diesem Reiz hin, greift zur Farbe und sucht den flüchtigen Eindruck festzuhalten, oder zum Thon, um die huschende Empfindung irgendeiner im

*) Ein paar Fragmente aus der dritten von sechs Vorlesungen, deren Stoff Herr Professor Wie zu einem klugen und graziösen Wächlein zusammengefügt hat; es trägt auf dem Titelblatt die Frage: „Was ist moderne Kunst?“ und erscheint (in der von Ruther herausgegebenen Sammlung „Die Kunst“) bei Bard, Marquardt & Co.

Lichte auftauchenden Körperlichkeit zu modelliren. Er improvisirt. Je selbständiger seine Anschauung ist, desto eigener werden die Formen seines Ausdruckes sein. Es liegt ihm daran, von dieser Improvisation auszugehen, ihre Flüssigkeit und ihre Frische zu erhalten. Der Stoff in der Natur interessiert ihn von Minute zu Minute weniger, er spielt auf dem Klavier der Wirklichkeit seine eigene Empfindung, sein Vortrag wird ihm zur Ausdrucksform, sein Augenmaß zur Dimension, sein Farbenrausch zur Einheit; und er ist zufrieden, wenn er die Natur zu seiner eigenen Sprache gezwungen und dabei kein anderes Handwerk gebraucht hat als dies: die spezifische Flecken- oder Fadenmanier seines Pinsels oder Stiftes zu einer persönlichen, unmittelbaren, unverwischten Verständigungsart auszubilden. Er bestimmt die Form des Bildes von dem Ausschnitt, der ihn reizte, seine Farbe von dem inneren, nicht dem äußeren Klang und der in sich balancirenden Harmonie seiner Töne, seine Technik von seiner Art, sich auszudrücken. Man nennt Dies gewöhnlich Impressionismus. Aber impressionistisch ist jede Kunst; die Konturzeichnung eines Thieres, die blaue Farbe eines reflektirenden Wassers, die Perspektive eines Raumes ist eine enorme Impression und Abstraktion. Hier handelt es sich nicht um diese konventionelle Impression, sondern um die einzelne, persönliche; und ihr Wesen ist, daß sie sich zu einer Meisterschaft des Improvisirens entwickelt, daß sie aus dem Improvisiren Form, Farbe, Technik ausbildet. Der Künstler lebt in diesem Moment nur in sich, er liebt sich fanatisch, er haßt jeden Anspruch der Außenwelt, der Natürlichkeit, der Konsumenten. Er liebt den kleinsten Strich seines ihm in die Hand gewachsenen Pinsels, die Illusionen seines zinkernden Auges, die aufklingende Symphonie dekorativer abgezogener, wesentlicher und nun millionenfach nuancirter Farbtöne, — alles Dies, was er sieht, er schafft, er umändert, er hell-sichtig durchblickt, alles Dies liebt er in dem Augenblick mehr als die geringste Gung des Lebens. Er kann sich sein Leben nicht zimmern, so lange er sich treu bleibt. Auch seine Lebenskunst ist eine improvisatorische, aber darum doch eine Kunst. Er wartet auf das Glück, und wenn es kommt, genießt er es intensiv, und wenn es nicht kommt, so sehnt er sich und leidet und dichtet intensiv. Er ist der Triumphator des Augenblickes, der für ihn den goldenen Himmel zeigt, da ihn der goldene Boden trivialisiren und entnerven würde. Kennen Sie diesen Künstler der Improvisation, seine Freuden im Rausch des Schaffens und seine Leiden im Fluch der Dispositionlosigkeit? Lesen Sie die Briefe Van Goghs, in denen der Lebenssaft der Kunst zerfocht wird; sammeln Sie die Geschichten von Toulouse-Lautrec und den Montmartreleuten, in denen seltsam gemischte Existenzen aufbrausen. Lassen Sie sich nicht durch Schlagwörter von Richtungen des Verständniß dafür verderben. Begreifen Sie darin die hohe Kunst der Improvisation, die aus unserer Musik schwand, um in unserer Bildenden Kunst sich wunderbar zu konsolidiren. Sie treten vor die Heuhaufen irgendeines solchen Meisters. Was geht Sie der Heuhaufen an, haben Sie sich je für Heuhaufen interessiert, würden Sie zwei Meilen laufen, um einen Heuhaufen zu bewundern, und sehe ich Sie so aufmerksam und gedrängt vor mir, um Ihnen von einem Heuhaufen etwas Materielles, Körperliches zu erzählen? Nein: Sie kommen zu mir, um diese eigene Berührung einer Seele zu fühlen, diesen Rausch, den mir eine kleine Fudung der modernen Malerei verursacht, mit mir zu kosten, an der ganzen Unvorbereitetheit, mit der ich Ihnen Dies vortrage, an der Improvisation und momentanen Auffassung und

Befaltung sich zu entzünden, weil Sie fühlen, daß diese Wirkung von Seele zu Seele Ihnen eine viel größere Belehrung und Erleuchtung giebt als alle stoffliche Aufzählung von Taten und Werken. Nun, wenn ich mich in Ihnen nicht täusche, so stellen Sie sich mit der selben Erwartung und Empfindung vor jene bescheidenen gemalten Heuhaufen, die einem Künstler nur zum Vorwand wurden, seine große Improvisationskunst in der Erfassung harmonischer Spiele, des Licht- und Schattengewebes, des inneren Gefichtes musikalischer Schönheiten zu prüfen und zu bewähren. Die Heuhaufen sind das Schild seiner Vorlesung. Was er ihnen sagt, ist nur er selbst, seine Musik und seine Form; und so wirkt er von Seele zu Seele frischer, packender, überzeugender, als wenn er in Mißachtung seiner Kräfte sich die störrische Mühe gegeben hätte, alle Spuren seiner Improvisation zu tilgen, um den Schein einer Naturkopie vorzutäuschen.

Ich glaube fast, ich bin etwas partiell geworden; und ich bitte dafür um Entschuldigung. Schon rüde ich fast die Stange der Waage wieder in die Mitte, damit mir der entgegengesetzte Typus nicht unerbittlicher Weise in den Himmel fliegt.

Dieser andere Künstler verlangt von Ihnen weder, daß Sie die unverständlichen Tupsen und Striche seines Bildes durch eine gehörige Entfernung für Ihr Auge ausgleichen, noch überhaupt, daß Sie auf irgendeine Forderung oder Neuerung eingehen. Er malt auf dem Niveau der bestehenden Übung und Erfahrung. Ein weißes Mädchen, eine schwarze älterliche Dame, ein Herr im Reifkostüm, ein General in Tropenuniform steht vor ihm als Modell und er portraitiert sie so, wie sie der Durchschnitt der modernen Auffassung ohne Nähe und Umschaltung für Wirklichkeit nimmt. Wir Alle sehen die Wirklichkeit nicht mit unseren animalischen Augen, sondern mit der ganzen Summe von Kunst, die uns übergeben wurde und an-erzogen wurde. In jeder Umsetzung eines Modells in ein Bildniß steckt unbewußt die ganze Reihe von Portraits, die wir gelernt und beurteilt haben. Dieser Maler hat den Instinkt und die Kunst für die Einhaltung des Niveaus. Es liegt ihm nicht, zu schaffen, sondern nur, zu erhalten. Er giebt keine Räthsel der Individualität auf und keine Probleme einer Neuordnung. Er malt so, daß Diejenigen, die sein Bild bestellten, aus dem mittleren Kunstgefühl zufrieden sind, und die noch keins bestellten, zum Kaufen Lust bekommen. Ist er ein Lebenskünstler, so weiß auch er, freilich im genau entgegengesetzten Sinn, aus diesen seinen Qualitäten sein Leben zu gestalten. Er kennt seine schwachen Kräfte und baut sich aus ihnen die Grundlage seiner Existenz. Er fährt morgens in die Stadt und portraitiert. An Aufträgen mangelt es nicht und er erhält sich durch solide Arbeit den Ruf, der sein künstlerisches Kapital ist. Aber diese Malerei, die er selbst nicht höher als ein Handwerk einschätzt, ist ihm nur Metier. Nachmittags kehrt er in sein Haus zurück, freut sich seines Gartens und des angeworbenen Geländes bis zu den fernem Hügeln, schnitzelt an irgendeiner Jahre langen Vaselei um einen Schrank, bespricht mit dem Metallarbeiter die Kupferplatten für die Thür, baut sich ein rothsandfeinernes Schloß, malt sich eine nackte Figur auf das Fenster und legt reale durchsichtige Stoffe darüber, umkränzt den Speiseraum mit einem Fries bunter Genien, zeichnet sich seine Buchstaben und Verzierungen für seine Werke, verbessert die Steinradirung, emailt Töpfe und Bilder, schloßfert, gärtner, musiziert, spielt Theater, dichtet, stiftet Automobilrennen und liebt seine Kinder, malt seine Familie und beschäftigt seinen greisen Vater in den Betrieben aller Hand-

werke, die er auf seinem eigenen Boden insallirt. Gewiß: manche Holzarbeit ist geschmacklos, manche Repräsentation prozig, mancher Topfhenkel unmöglich und alles Email oft roh und unkultivirt; aber er ist der König seines Landes und hat sich, da er nun einmal systematisch und populär veranlagt ist, in einem wahrlich nicht kleinen Stil über dem Beruf eine Lebensform geschaffen, die in ihrer architektonischen Sicherheit imponant wirkt. Er geht von Kaiser zu Kaiser und ist doch nur sein eigener Unterthan. Er ist ein Sucher und Versucher, aber er hat die Experimente an die Peripherie seines Lebens gesetzt. Weder athmet er in ihnen noch kämpft er um sie. Die Ruhe seiner Existenz bleibt beneidenswerth unangestastet in der Eitelkeit dieser Welt. Wenn Sie nach England kommen und reif sind für die Abschätzung einer persönlichen Energie ohne ästhetische Einseitigkeit, werden Sie nach Bushey gehen dürfen und diesen Mann sich ansehen. Er heißt Herkomer und ist aus Landsberg am Vech.

Nun haben Sie die beiden Typen: den schwärmenden Improvisator, der die Palette des Lebens und der Kunst in den gleichen Farben anlegt und selbst vom Zufall sich zu tollen Streichen gern locken läßt, und den Vertreter der herrschenden massiven Meinung, der im besten Falle die Kunst als Beruf nimmt und darauf seine Existenz vertrauensvoll zimmert. Mannichsach sind die Vermischungen und auch die Verwechslungen beider Dispositionen; bald wird persönlicher Beruf für Kunst gehalten, bald persönliche Kunst für Beruf, bald Unpersönliches für Persönliches und es fließt viel Blut um die Mißverständnisse, die aus einer Vergleichung freien Schaffens und handwerklicher Arbeit entstehen. Ich habe Sie immer darauf hingewiesen, daß Eine um das Andere nicht zu verachten und zu bedenken, daß in einem Gebiete, das zugleich Kulturausbau und Freiheitpatent ist, nothwendiger Weise Elemente konventioneller Art mit solchen revolutionärer Ungebundenheit sich mischen müssen. Jene können nicht existiren, ohne daß Diese den Boden für sie kämpfen, und Diese nicht, ohne daß Jene für sie die Zusammenhänge und wirtschaftlichen Beziehungen herstellen. Man nennt im Volksmunde gern die Traditionellen „alte Richtung“ und die Persönlichen „neue Richtung“. Welcher Unsin, nicht wahr? Man könnte eben so die feuchte Erde alte und die Blume moderne Richtung nennen. Richtungen sind es überhaupt nicht, sondern Temperamentsunterschiede, Unterschiede der inneren Mission und der Kulturarbeit. Groß können Beide sein, klein Beide, gut Beide, schlecht Beide. . . Lassen Sie sich von keiner Politik vorschreiben, welche Richtung Sie in der Kunst zu lieben haben. Die Tradition kann im feinen Empfinden etwas höchst Persönliches, die Persönlichkeit im Konventionellen etwas höchst Dekoratives werden; Hellas und Rom feiern ihre dritte und vierte Auferstehung in den zarresten modernen Seelen; und Impressionisten beten vor dem Altar des Velazquez, Hals und Goya. Suchen Sie das Werk des Künstlers, wie Sie die Seele eines verwandten Menschen suchen, gleichviel, ob er auf der Katheder sitzt oder mit Ihnen durch den Wald spazirt. Wenn irgendwo, so deckt sich in der Kunst Beruf und Wesen, Etikette und Natur so ungern und schwierig, daß Sie Ihr halbes Leben verlieren würden, wenn Sie in der Meinung, dieses Reich stelle einen Parteikampf dar, sich für eine Fraktion zu entscheiden und den Einzelnen mit Haut und Haaren in den alten oder den neuen Moloch hineinzwingen wollten. Man verliert dabei Lebenswerthe und gewinnt nur Systeme.

Professor Dr. Oskar Vie.

Englands Industrie.

Die englische Großindustrie ist die älteste der Erde. Bis in das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat sie die Führung und Meisterschaft der Welt innegehabt und behauptet. Wer in Deutschland, Frankreich oder Amerika eine Industrie begründen wollte, mußte sich Vorbilder, Werkzeuge, Maschinen und Organisation von England leihen. Eine englische Spezialmaschine zu kaufen, war ein industrieller Gedanke von solcher Seltenheit und Ergiebigkeit, daß oftmals drei Generationen Existenz und Wohlstand diesem simplen scheinenden Entschluß verdankten. Man erzählt, daß die Maschinenfabrik, die dem preussischen Staat alle Lokomotiven lieferte, Jahre lang das selbe englische Modell kopierte und sich nicht entschließen konnte, das veraltete zu ersetzen, bevor nicht die beabsichtigte Zahl von Abzügen hergestellt war.

Die Ursachen für Englands hundertjährige Hegemonie waren tief begründet in dem Wohlstand des Landes, in der Größe des Eigenkonsums, in der Mächtigkeit der Bodenschätze, in der Intelligenz der Bewohner und in der Leichtigkeit des auswärtigen Absatzes, die der Bedeutung des Kolonialreiches entsprach.

Die industrielle Kraft Großbritanniens ist in sich seitdem nicht gemindert; ihr Wachstum dauert an. Aber der absolute Fortschritt ist ein relativer Rückgang im Vergleich zu dem beispiellosen Aufschwung der Vereinigten Staaten und Deutschlands, ja, selbst im Vergleich zu der ruhigeren Entwicklung der übrigen kontinentalen Länder. Die Ursachen dieser Verschiebung scheinen in Folgendem begründet.

Zunächst ist der Vorsprung Englands im allgemeinen Wohlstand kein so inkommensurabler mehr wie früher, als kontinentale Kriege periodisch die Ersparnisse der Völker verzehrten. Auch die Bewohner des Kontinentes, mehr noch aber Amerikas, sind heute konsumfähige Menschen, gewöhnt an Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, verwöhnt in Luxus und Qualitäten. Daneben ist das angesammelte Vermögen unternehmend geworden. Man wartet nicht mehr auf englisches Kapital, um Häfen und Bahnen, Wasserwerke und Gasanstalten im eigenen Lande zu bauen, sondern man finanziert solche Unternehmungen selbst, oft jetzt schon in fernsten Ländern. Der Unternehmer aber ist der Pfadfinder und Beschützer der Industriellen und einheimisches Geld geht nicht in die Fremde, um sich in ausländische Waare zu verwandeln.

Rapid mit fortschreitendem Wohlstand und Konsum, Schritt vor Schritt mit den Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft entwickelte sich aber die Technik. Nach wenigen Jahrzehnten schon beruhte sie nicht mehr auf einer beschränkten Zahl von Gruberfindungen und Grundphänomenen. Bald verzweigte sich der Stamm so vielfach und so dicht, daß nur äußerste Spezialisierung der Disziplinen, vereinigt mit umfassender Uebersicht über den gesamten

Wissensorganismus, erfolgreich an der Weiterbildung arbeiten durfte. Die wissenschaftlich-technische Schulung wurde zu einem Lebensgebiet, das umfassende Institutionen und Gelehrtsamkeitsapparate erfordert, denen der starke, aber gern aufs Unmittelbare gerichtete Verstand des englischen Volkes abhold blieb.

Ueberhaupt begannen bei den Briten die Fehler ihrer Tugenden, bei den Kontinentalen die Tugenden ihrer Fehler mächtig in die Entwicklung des industriellen Prozesses einzugreifen. Der Engländer, wohlhabend, gesund und muskelfroh, liebt die Arbeit, aber er opfert sich ihr nicht. Er verlangt freie Wochentage, freie Tagesstunden, Landleben und Sport. Der Deutsche liebt seine Arbeit über Alles, ist unersättlich im Wissen, und wo die Liebe nachläßt, da steht unerbittlich die Gewissenhaftigkeit und verdoppelt seine Pflicht. Auch ist er allzu anspruchlos, insofern er vom materiellen Leben eigentlich nur Getränk verlangt. Alte Kultur, ruhmvolle Tradition und Gewöhnung weist den Engländer zum Konservatismus und warnt ihn vor Abenteuern und Versuchen im täglichen Leben. Den Amerikaner dagegen begeistert das Risiko; er stürzt sich in jedes neue Wagniß, in dem Bewußtsein, daß auf hundert Opfer ein Erfolg entfällt, der tausendfach entschädigt. Selbst die besonnenere deutsche Industrie ist heute schnell entschlossen, Neuerungen einzuführen, wenn Rechnung und Wahrscheinlichkeit sie befürworten, ohne die mathematische Sicherheit abzuwarten, die erst sich meldet, wenn es zu spät ist. Ja, so weit ist man bereits hantirt, daß Zahlen nicht mehr schrecken, selbst wenn sie auf der rechten Seite der Bilanz stehen. Aktienwesen und eine freiere Auffassung des Bankgebahrens haben hier im extensiven Sinn gewirkt. Der Engländer aber ist konservativ, ist nicht durch Armuth genöthigt, sich auf gefährliche Wagnisse einzulassen, und da er gern im eigenen Geschäft, mit eigenem Geld arbeitet, fragt er vor jeder Neuerung so lange: „Will it pay?“, bis sein Betrieb veraltet ist.

Eine schwere Belastung der englischen Industrie sind endlich die Gewerksvereine. Der englische Arbeiter träumt nicht von Zukunftsgesellschaft und internationaler Herrlichkeit, sondern lediglich von der Verbesserung seiner Lebensbedingungen. Und er hat es vermocht, diesen Träumen solche Nachwirkung zu geben, daß heute der Fabrikant sein willenloses Werkzeug geworden ist. Die Gewerkschaft schreibt ihm vor, wie viele und welche Arbeiter er zu beschäftigen hat; welche Tagelöhne er zahlt; welche Stücke er in Akkord vergeben darf und welche Akkordsätze gelten. Sie genehmigt oder verbietet die Aufstellung Arbeit sparender Maschinen, die Ausdehnung, Spezialisirung und Erweiterung des Betriebes. Vielleicht wären auch die deutschen Sozialisten mit solcher Machtbefugniß nicht unzufrieden; sie werden Vergleichen aber schwerlich gewinnen, so lange sie nach scheinbar Höherem streben, nämlich nach imposanten Wahlziffern und dem Schatten politischen Einflusses. Eben so lange werden sie gezwungen sein, plausible, populäre und generelle Versprechungen ohne Fälligkeit

keitstermin auszusprechen, während nur ein pragmatisches Programm die innere Stärke verdichten könnte, — freilich nur auf Kosten der äußeren Breite.

So wäre denn Der in einer seltsamen Lage, der heute in England eine neue Industrie begründen sollte. Rohmaterialien und Transportmittel findet er in ausreichender Menge. Beim Techniker beginnt die Schwierigkeit. Deutsche Schulung, Gelehrsamkeit und Praxis ist nicht zu haben. Was zu haben ist, kostet so viel wie unsere beste Qualität. Der Kaufmann arbeitet um den fünften Theil kürzer und kostet um ein Drittel mehr als in Deutschland. Er ist tüchtig, aber er schafft nur, was normal und in landläufiger Praxis zu erledigen ist. Komplizirtes und Anormales bezeichnet er als unmöglich und läßt es heiter und ohne Bedauern liegen. Zweifellos freut er sich, wenn das Geschäft gut geht; doch sieht er den Mißerfolg als eine nicht weiter diskutabile Privatangelegenheit des Chefs an. (Die hier erwähnten Eigenschaften bedeuten übrigens keineswegs Indolenz; sie entsprechen der Thatsache, daß das reine Handelsgeschäft noch immer in England das Normale bleibt und daß dieses große und ganz in traditionellen Bahnen bearbeitete Erwerbsgebiet Jeden, der sich ihm mit regulären Fähigkeiten widmet, ohne Schwierigkeit ernährt.) Von Dem, was der Industrielle auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten hat, war bereits die Rede; so braucht nur noch erwähnt zu werden, daß die Generalkosten jedes Geschäftes exorbitant sind und daß der Board of Directors und der Manager in vielen Fällen Das konsumiren, was von der Ertragskraft des Unternehmens übrig bleibt.

Diesen allgemeinen Erwägungen entsprechende Thatsachen beobachtet Jeder, der England heute industriell beobachtet. An mustergiltigen Anlagen erfreut man sich selten. Auch die gewaltigen Komplexe, wie sie heute die deutsche und amerikanische Technik aus Elementarindustrien vereinigt, um die Erzeugung des Endproduktes aus seinen Urbestandtheilen unter einer Obhut zusammenzuhalten, wird man vergebens suchen. Die Textilindustrie ist noch immer vorbildlich, aber mehr aus merkantilen als aus industriellen Ursachen. Die gewaltige Kohlenförderung geschieht mit primitiven Einrichtungen, die Metalltechnik ist der amerikanischen und deutschen nicht ebenbürtig, obwohl — oder vielleicht: weil — ihre wirtschaftlichen Bedingungen nicht übertroffen werden können. Die Chemische Industrie ist von der unseren weit überflügelt, weil die englische Wissenschaft nicht die Kraft hat, die enorm verzweigten Quellen dieser Schwarzen Kunst in den Strom der Technik zu lenken, und weil das Gewerbe die Gelehrtenarmee nicht aufzutreiben vermag, die sich jährlich aus unseren Hochschulen rekrutirt. Mehnlich (und, wie wir sehen werden, noch eigenartiger) häufen sich die Schwierigkeiten in der Elektrotechnik.

In England erstaunt der Besucher oft über den Zustand der Gebäude und maschinellen Einrichtungen. Große Kesselbatterien stehen unter freiem Himmel;

noch vor Kurzem montirte eine der ersten Maschinenbauanstalten ihre Motoren auf gewachsenem Boden. Wirklich ökonomische Dampfmaschinen kennt man kaum; centralisirte Krafterzeugung und Uebertragung steht im Urbeginn.

Einen Schulfall liefert die Elektrotechnik. Als diese Disziplin, um deren wissenschaftliche Grundlagen englische Gelehrte sich unsterbliches Verdienst erworben haben, begann, eine Industrie zu werden, lag sie in den Händen von abenteuernden Empirikern, die oft durch unwissendes Tasten der Wissenschaft kühnlich vorgriffen. So lange hielt England fast mit Amerika Schritt. Dann wurde die Praxis zur vielwissenden, rechnenden Technik: und England mußte aus Mangel an geeigneten Kräften die konstruktive Führung abtreten, obwohl hervorragende Spezialisten die Forschung vertiefen halfen. Bald waren die wichtigsten Fabriken im Besitz ausländischer Kapitalien oder Personen; aber die vorhin geschilderten Schwierigkeiten englischer Fabrikation hinderten die internationale Expansion. Die Industrie blieb auf die Heimath beschränkt. Hier fand sie freilich für Beleuchtung und Bahnen einen unvergleichlichen Konsum; aber sie mußte ihn mit ausländischen Eindringlingen theilen und mühte sich im Wichtigsten, im Kraftübertragungsgeschäft, über ein Jahrzehnt lang gegen den starren Konservatismus der englischen Industriellen, die sich von der Rentabilität der elektrischen Transmission nicht überzeugen ließen. Ein schnell erblühtes Unternehmergeschäft mußte die selben verdrießlichen Erfahrungen machen wie bei uns, weil die massenhaft entstandenen Unternehmungen mit der Rendite zögerten, und konnte doch wiederum nicht im selben Maß sich mit der Industrie wechselseitig befruchten, weil diese in sich nicht die genügende Reife besaß. Eine eigenartig englische Kalamität trat schließlich hinzu, um den geplagten Fabrikanten das Leben unleidlich zu machen. Der englische Realismus war sich stets seiner Grenzen bewußt und stets bereit, auf alle Erkenntniß jenseits von diesen Grenzen zu verzichten. So hatte er bald die Schwierigkeit der elektrotechnischen Wahrheiten und ihrer Anwendung für seine persönlichen Zwecke erkannt; und fest entschlossen, sich mit den Begriffen von Volt und Ampère, von Ein-, Zwei- und Drei-Phasenstrom nicht zu befassen, that er das Selbe, was deutsche Familien thun, wenn sie sich ein neues Wohnzimmer wünschen und an ihrem Geschmack zweifeln: er schuf sich einen Mittelsmann, der die Uebersetzung, zu besorgen hatte, und nannte ihn *Consulting Engineer*. Diese Fachleute (heute finden wir einige hervorragend tüchtige unter ihnen) sind doppelt unbecom: erstens schmälern sie den Waarengewinn, um ihre nach kontinentalen Begriffen ungeheuren Honorare dem Besteller wiederzugewinnen; dann verlangen sie beständig, kraft technischer Autorität, Maschinen und Apparate, die es nicht giebt. Will der Fabrikant ihnen zur Zufriedenheit dienen, so muß er fort und fort neue Typen schaffen, sozusagen auf Maß arbeiten, also gegen den elementarsten Grundsat der Großindustrie verstoßen. Dieser Zwang lastet

doppelt schwer auf einer Industrie, deren Katalognummern an sich nach Tausenden zählen.

So ist es denn der jüngsten Tochter der Technik, ihrem Liebling, beschieden, in England, dem Lande der Alten Jungfern, eine freudlose Jugend zu verleihen, die nun allgemach auch schon über die Dreißig hinaus ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Engländer sich über die Position ihrer Industrie im internationalen Rennen klar sind. Der Groll gegen Deutschland, genährt freilich durch kleine Völslichkeiten, hat seinen Ursprung in der Rivalität der Werkstatt und des Arsenals.

Die Voraussetzungen des industriellen Rückganges sind zu ernst und liegen zu tief, als daß sie jemals ausgeglichen werden könnten, so lange Industrie mit den heutigen geistigen und wirtschaftlichen Mitteln betrieben wird. So hat man es denn, in Erwartung größerer, bisher mit kleineren Mitteln versucht.

Zuerst kam das *Made in Germany*. Wie man weiß, ein Fehler; denn dieser Apothekertotenkopf wurde zur Ehrenmarke und die englischen Kolonien lernten zum ersten Mal ihre Lieferanten kennen.

Dann erfand man eine Art von ideellem Schutzzoll. Man erweckte auf wirtschaftlichem Gebiet das „National feeling“ und erreichte, daß das englische Publikum heute für einheimische Waaren ungefähr die selbe Vorliebe hegt, wie das deutsche Publikum für ausländische sie immer gehegt hat. Staat und Gemeinden schüpfen diese Empfindung und haben sich gewöhnt, bei Submissionen die billigere ausländische Offerte zu Gunsten der theureren englischen zu verworfen. Hieraus mag, in Parenthese, man entnehmen, welches Interesse die Industrie Englands daran hat, politische Zwischenfälle mit Deutschland hervorzuheben und in so und so vielen Pounds, Shillings und Pence wirtschaftlichen Nationalgefühles umzusetzen. Durch diesen ökonomischen Patriotismus fühlen sich manche Industrien wesentlich gestärkt, manche in ihrer Existenz erhalten; unter anderen auch eine, die zum elektrotechnischen Kreis gehört: die Kabelindustrie. Eine Technik ohne besondere Schwierigkeit, von international ziemlich gleichwertigen Qualitäten, die hauptsächlich für Gemeinde- und Distriktszwecke arbeitet: da ist denn ihr Syndikat leicht in der Lage, mit dem Nutzen des geschüpften Geschäftes das ungeschützte zu verteidigen.

Doch kann der ideelle Protektionismus den industriellen Großbritanniens auf die Dauer nicht genügen. Er ist von subjektiven Momenten abhängig, er bietet eine dauernde ärgerliche Kontrolle und er erschlaßt mit der fortschreitenden industriellen Distanzierung. So scheint es unabwendbar, daß irgend eine Regierung, sei es die nächste, sei es die übernächste, vom Windstoß erfaßt und gezwungen werden wird, die große englische Tradition des Freihandels zu brechen und das Land zum Schutzzoll zu führen. Dieser Entschluß wird

die größte handelspolitische Maßnahme seit Einführung der Goldwährung und seit der Befehlsgebung Mac Kinleys bedeuten.

Mit Recht würden unsere englischen Freunde höchst belustigte Gesichter machen, wenn wir uns einfallen ließen, ihnen einen Rath zu geben. Denn keine Nation hat jemals besser gewußt, was sie zu thun hatte. Aber sie können uns nicht verwehren, ihnen Etwas zu prophezeien und zu erwägen, was paßet, wenn die Prophezeiung eingetroffen ist. Denn hiernach haben auch wir unsere Entschlüsse einzurichten, die uns etwa vor die Frage stellen könnten, ob zur Zeit eines Schutzzolles deutsch organisirte Industrien in England von Nutzen sind.

Dies wird schwerlich der Fall sein; denn ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächst deshalb nicht, weil Treibhauschutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber verweichlichen und zerstören muß. Auch eine geschützte englische Industrie wird den Weltmarkt nicht wiedererobern. Der Kampf um den Weltmarkt aber ist es, der die Technik frisch und progressiv erhält. Schreitet die Technik aber nicht fort, so werden sich die Kolonien für die Produkte des Mutterlandes bedanken und schwere Konflikte herausbeschwören.

Vor Allem aber fordert die Handelsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir Deutsche an englischem Industrieverport verlieren, würde allzu reichlich aufgewogen durch den Zuwachs des hamburger und bremenser Handels. Und wenn nicht auch dann noch immer unsere Regierung Märkte und Börsen als eine Schmach empfindet, so könnte es sehr wohl sein, daß die eine oder andere der Weltbörsen, etwa die der Metalle, sich in solcher Zeit von England freimacht.

Wie also? Kann England seine Industrie dem Handel opfern? Ich glaube: Ja. Die geographische, wirtschaftliche und kulturelle Mission Englands ist, das Meer zu regiren und Marktplatz und Messe aller Länder zu sein, der Nabel der Welt. Diesem Monopol ist die Landwirthschaft zum Opfer gefallen; und mit Recht. Die Industrie, richtiger: die industrielle Weltstellung, wird ihr folgen. Und England wird nur um so mächtiger in seinem alten Beruf dastehen.

Es giebt kurzfristige Leute bei uns und anderswo, die glauben, England sei eine Insel, so groß etwa wie Frankreich und etwa eben so dicht bevölkert. Nein: dieses Inselreich ist nichts als der Markt der ganzen und das Verwaltungsgebäude eines vollen Dritttheils der bewohnten Erde. Ob in diesem Riesenpalast irgendwo abseits ein Wenig gehämmert, gegossen, gekocht oder gesponnen wird, ist im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir Anderen sind Handwerker, die von ihrer Arbeit leben. Diese aber leben vom Regiren und vom Beschützen.

R.

Dampfplüge Strassenlocomotiven und Dampfstrassenwalzen

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.
bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Compelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2633 u. 2623.

Die Direktion.



Circus Busch

Täglich Abends 7 1/2 Uhr

„Aus der Pussta.“

Original-Manege-Schaustück aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.
1. Act. **Die Hochzeit in der Czardas.** 2. Act. **Die tolle Jagd.**
Mons. Romeo: **Überfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.**
(Gewicht 30 Ztr. und 4 Insassen.)

Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
im Ringkampf mit dem Dompteur Willy Peters.
Auftreten sämtl. neuengag. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesen-Gala-Programm

Klinik (Sanatorium) für **Gallensteinkranke mit Kurhaus** Nieder-Schönhausen
Berlin. (Magen-, Darm-, Leberleidende).
Einheilliche Behandlung. Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur
Ohne Operation nach bewährten wissen- Kür, Nachkur und Erholung. Schönste Lage
schaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei. im Königlichen Park. Beste Verpflügung.
Dr. B. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königgrützerstrasse 110



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges. geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg. v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Stege sind eine. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitz sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf
nur: **Orthozentrische Kneifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132,**
3 Min. v. Potsdamerspl. Man achte genau auf Firma. Kompletter Nachbegriff nur besserer Qualität und Feinheit,
welche durch spezielle Korrekturen überleben und unter sich verstellbaren Augen individuell angepasst werden.

MULTIPLUX

Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
WIER IM BETRIEB ZU SEHEN

Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern der „Multiplex“ Intern. Gasständer-Ges., Berlin W. 9. Dieses Gasständer-Ges. nimmt auf Anfragen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, d. 12. Sonnab. d. 13. Sonntag, d. 14./10.
Das Wintermärchen.
Montag, den 15./10.

Ein Sommernachtstraum.
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters
Eröffnung Mitte Oktober

mit Ibsen's „Gespenster“

Prospekte mit allen Details über Repertoir,
Abonnementsbedingung etc. versendet **kostenlos**
das Bureau des Deutschen Theaters.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Samstag, d. 14./10. Nachm. 3 U. Bis früh um Fünfe.

Theater des Westens.

Freitag, den 12./10. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Die Fledermaus.**
Sonnab. d. 13./10. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Das Glöckchen d. Eremiten**
Sonntag, den 14./10. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Die Zauberflöte.**
Montag, den 15./10. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Der Troubadour.**

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 12. Sonnabend, den 13. Sonntag,
den 14. Montag, den 15./10.

Die Hochzeit von Poel

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, d. 12./10. 7 $\frac{1}{2}$ U. „Fra Diavolo.“
Sonnabend, d. 13. u. Sonntag, d. 14./10. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Der Wildschütz.

Montag, d. 15./10. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Barbier v. Sevilla**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. Massary.
Joseph. Giampietro.
Phila Wolff.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Täglich Abends 8 Uhr
Das lustige Spezialitäten-Programm

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. bezr. Gesetze und Ratgeber
für Eheschliess.-Recht. Preis 1,50 M. Verlag:
Brock & Co., 50 Queen St. London, E. C.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

— Otto —

I. Etage. Täglich: Künstler-Concert. I. Etage.

Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57

— Filiale: Potsdamerstrasse 23 —

Der illustrierte Katalog
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.



Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Eröffnung 20. Oktober 1906.

Eröffnung 27. Oktober 1906.

Komische Oper

Freitag, den 12./10. 8 Uhr. **Figaros Hochzeit.**
 Sonnab., d. 13./10. 8 Uhr. **Hoffmanns Erzählungen.**
 Sonntag, den 14./10. 8 Uhr. **Carmen.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 12. u. Sonntag, den 14./10. 8 U.
Ein idealer Gatte.
 Sonnab., d. 15./10. 8 Uhr. **Man kann nie wissen.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

folies Caprice

Linsenstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
 Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 12./10. 8 Uhr. **Premiere.**
Verwehte Spuren.
 Sonnabend, den 13., Sonntag, den 14. und
 Montag, den 15./10. 8 Uhr.

Verwehte Spuren.
 Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Der Weg zur Hölle.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!
 Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Sensationeller Erfolg deutscher Industrie!

Die „Kanzler“- Schnell- Schreibmaschine



kostet nur **350 M.** und übertrifft an Leistungsfähigkeit selbst Marken, die **600 M.** kosten

Zuletzt in Wien gegen amerikanische und deutsche Konkurrenz mit der höchsten Auszeichnung und Ehren-Diplom zur goldenen Fortschrittsmedaille
 :: :: :: ausgezeichnet :: :: ::

**Die „Kanzler“-Schnell-Schreibmaschine
 ist nach dem gegenwärtigen Stand der
 Technik das vollendendste auf dem
 Gebiete der Schreibmaschinen-Industrie!**

Im Gegensatz zu allen and. Systemen, die sich im Prinzip mehr od. wenig gleichen, repräsentiert

die „Kanzler“ eine Klasse für sich!

Verlangen Sie Kataloge von der Aktien-Gesellschaft für Schreibmaschinen-Industrie, Berlin SW., Puttkamerstr. 15.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gutshöfen, Herrenhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungsanrichtungen.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illust. Prospekt.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannesebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-*Glidine* (Weizen-Eiweiß-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.

In Apotheken, Drogerien.

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Gürtel, Rheumatismus etc. Angeborener Hüftluxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik **Max Greiner & Co.** in **Bremen.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Preisausschreiben

der Firma

M. Kempinski & Co.
Berlin

zur Erlangung v. Entwürfen für die Dekorierung des Schau-
fensters unseres Weinverkaufs **Leipziger Strasse No. 25**

△ △ △

Es werden **3 Preise** im Werte von **M. 1000**

ausgesetzt:

Ein Preis von Mark 500

Ein Preis von Mark 300

Ein Preis von Mark 200

für die beste Skizze zur Dekorierung unseres Schaufensters

Preisrichter sind die Herren:

Architekt **Alf. J. Balcke**

Kgl. Prof. **Emil Doepler d. J.**

Kgl. Prof. **Bernhard Schaeede**

Farbige Entwürfe sind mit einem Kennwort versehen bis spätestens 31. Oktober einschl. an uns unter Beifügung eines mit dem gleichen Kennwort versehenen, verschlossenen Couverts einzureichen, in welchem die genaue Adresse des Verfertigers angegeben sein muss.

Wir behalten uns vor, das Schaufenster in der Zeit von Mitte November ds. Js. bis Ende Februar n. Js. nach den preisgekrönten Entwürfen unter Angabe des Namens des Verfertigers zu dekorieren.

Die nötigen zeichnerischen Unterlagen und näheren Bedingungen des Wettbewerbes sind in den üblichen Geschäftsstunden in unserem Flaschenverkauf, Leipzigerstr. 25, erhältlich oder werden auf Wunsch per Post eingesandt, soweit der Vorrat reicht. Nur solche Projekte, die genau den Wettbewerbsbedingungen entsprechen, werden zugelassen.

BERLIN, den 1. Oktober 1906.

M. Kempinski & Co.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York ^{via Southampton, Cherbourg}
LONDON, PARIS

Baltimore Galveston Cuba

Süd-Amerika: Brasilien - La Plata

Mittelmeer: Aegypten

Ostasien: Australien

Specialprospecte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflöszen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit 1890. Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres **Innenlebens**.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Witzand.

Mein neuester
Antiquariats-Katalog Nr. 34
Geschichte

enthaltend in 2969 Nummern eine reiche Auswahl von Werken aus allen Gebieten der Geschichte, darunter u. a. wertvolle Werke aus der badischen und russischen (baltischen) Geschichte, steht auf Wunsch unentgeltlich und postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Eisbär-felle sind nicht besser aber
schon den feine „Watte Eisbär“; feinste Salon-
teppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, blen-
dend weiss oder silbergrau, etwa 1 m groß
3 Mk. Vorklagen 6 u. 7 Mk. bei 3 Gt. fr. Postp.
in Amerika. Fr. W. Heino, Lützowstr. 15
bei Schmeerdingen (Lüneb. Hebe).

Herbst- u. Winterkuren. „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberbau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische, Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
einrichtungen. **Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage.** Seeshöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dir. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckerstr. 118.

Eine Rekordziffer!

Beim Haupt-Steueramt Mainz ver-
zollten wir im I. Halbjahr 1906
8040 Original-Fass erlesener
Weine der Champagne, bestimmt
zur Herstellung unserer Marke

Henkell Trocken.

Diese gewaltige Ziffer bedeutet
einen Triumph der deutschen Sekt-
Industrie, speziell der führenden
Marke „Henkell Trocken“.

HENKELL & Co., MAINZ
Gründ. 1865.

